

MASTERARBEIT / MASTER'S THESIS

Titel der Masterarbeit / Title of the Master's Thesis

„*Generation Y* - Eine Neudefinition von Lebensqualität?
Eine Annäherung aus der Perspektive der *Well-being*-
Anthropology“

verfasst von / submitted by

Mira Esther Grub, BA

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of
Master of Arts (MA)

Wien, 2016 / Vienna 2016

Studienkennzahl lt. Studienblatt /
degree programme code as it appears on
the student record sheet:

A 066 823

Studienrichtung lt. Studienblatt /
degree programme as it appears on
the student record sheet:

Europäische Ethnologie

Betreut von / Supervisor:

ao. Univ.-Prof. Dr. Klara Löffler

Danksagung

Mein Dank gilt zu allererst meiner Betreuerin Frau Dr. Klara Löffler, die mir während des Verfassens meiner Arbeit stets sehr kompetent und beratend zur Seite stand, und sich viel Zeit für meine Fragen nahm. Vielen Dank für Ihre tatkräftige Unterstützung und Betreuung!

Im Weiteren danke ich meinen vier Interviewpartnerinnen, die mir für diese Arbeit einen persönlichen Einblick in ihre persönliche Gedanken- und Alltagswelt gewährt haben, und ihre Freizeit für lange Gespräche mit mir geopfert haben. Ohne sie wäre diese Arbeit nicht möglich gewesen.

Außerdem bedanke ich mich herzlich bei meinen eifrigen KorrekturleserInnen, die mir mit ihren Ratschlägen und Anmerkungen sehr gut weitergeholfen haben.

Zuletzt möchte ich mich bei meiner Familie und meinem Freundeskreis bedanken, die mir beide ebenfalls jederzeit mit Rat und Tat zur Seite standen, und stets gern und lebhaft mit mir über das Forschungsthema diskutiert haben, was für einige hilfreiche Denkanstöße gesorgt hat.

„Sie sind so jung, so vor allem Anfang, und ich möchte Sie, so gut ich es kann, bitten, lieber Herr, Geduld zu haben gegen alles Ungelöste in Ihrem Herzen und zu versuchen, die Fragen selbst liebzuhaben wie verschlossene Stuben und wie Bücher, die in einer sehr fremden Sprache geschrieben sind. Forschen Sie jetzt nicht nach den Antworten, die Ihnen nicht gegeben werden können, weil Sie sie nicht leben könnten. Und es handelt sich darum, alles zu leben. Leben Sie jetzt die Fragen. Vielleicht leben Sie dann allmählich, ohne es zu merken, eines fernen Tages in die Antwort hinein.“

(Rainer Maria Rilke, aus den *„Briefen an einen jungen Dichter“*)

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung – Die <i>Generation Y</i> und das Glück	1
1.1 Mein persönlicher Zugang zum Thema als Angehörige der <i>Generation Y</i>	2
1.2 Der Aufbau der Arbeit - Von der Theorie zur Empirie	3
2. <i>Well-being</i> - Neues Forschungskonzept in der Anthropologie	5
2.1 <i>Well-being</i> - Subjektiver <i>Idealzustand</i>	7
2.2 Theoriebildung rund um den <i>Well-being</i> -Begriff - Von Lebenszielen, Einkommen und <i>Capabilities</i>	11
2.2.1 <i>Life Goals</i> - Indikatoren für die persönliche Lebenszufriedenheit	12
2.2.2 Der Einfluss von finanziellen Mitteln auf das subjektive <i>Well-being</i> - Macht Geld glücklich?	15
2.2.3 <i>Well-being</i> aus der Perspektive der Faktoren Alter und Geschlecht – Macht Alter unglücklich?	19
2.2.4 - Der <i>Capability Approach</i> von Amartya Sen - Sinnvoll eingesetzte Fähigkeiten als <i>Well-being</i> -Erzeuger	21
2.2.5 Zusammenfassung - Der <i>Capability Approach</i> als Quintessenz der anderen Theorien	24
3. Die <i>Generation Y</i> – Die <i>Generation</i> ohne Platz in der Gesellschaft?	26
3.1 Die <i>Ypsiloner</i> - Revolutionäre <i>Gesellschaftsveränderer</i> ?	28
3.2 <i>Generation Beziehungsunfähig</i> und <i>Generation Maybe</i> - Die <i>Ypsiloner</i> als ewige Kinder ohne Verantwortungsbewusstsein	35
3.3 Die <i>Generation Y</i> – Die unglückliche <i>Generation</i> ?	38
3.4 Die <i>Generation Y</i> – Ein Mythos?	42
3.5 Die <i>Generation Y</i> – Realistischer Gesellschaftsentwurf oder absurde Kategorisierung?	44
4. Qualität statt Quantität - Meine empirische Studie zur <i>Generation Y</i>	46
4.1 Qualitative Interviews - Der <i>Königsweg</i> unter den Methoden	47
4.1.1 Vier Frauen, vier Lebensgeschichten - Die Auswahl der Interviewpartnerinnen	49
4.1.2 Vier Gespräche über zehn Begriffe - Der Ablauf der Interviews	51
4.2 Die <i>Grounded Theory</i> als methodisches Gerüst - Die Analyse der Interviews	54
4.2.2 Der Begriff <i>Familie</i> - Lebenskonstante versus Herausforderung	56
4.2.3 Der Begriff <i>Freunde</i> - Der Freundeskreis als Familienersatz?	64
4.2.4 Der Begriff <i>Partnerschaft</i> - Die <i>Generation Y</i> als <i>beziehungsunfähige</i> <i>Generation</i> ?	66

4.2.5 Der Begriff <i>Freizeit</i> - Raum zur <i>Selbstverwirklichung</i>	70
4.2.6 Die Begriffe <i>Geld/Konsum</i> : Schlägt Glück Geld?.....	73
4.2.7 Der Begriff <i>Work-Life-Balance</i> - Trennung versus Verschmelzung von Privatleben und Beruf...	76
4.2.8 Die Begriffe <i>Ausbildung/Studium</i> - Das Studium als Chance zur persönlichen Weiterent- wicklung.....	79
4.2.9 Die Begriffe <i>Arbeit/Beruf</i> - Arbeiten, um zu leben, oder leben, um zu arbeiten?	82
4.2.10 Der Begriff <i>Lebenssinn</i> - Selbst dem Leben einen Sinn verleihen	85
4.2.11 Der Begriff <i>Zukunft</i> - Zwischen Angst und Akzeptanz von Ungewissheiten.....	88
4.2.12 Zusammenfassung – Wie gestaltet sich für die Interviewpartnerinnen ein zufriedenes Leben?	92
5. Fazit - Eine Neudefinition von Lebensqualität?	98
Literaturverzeichnis	102
Anhang	104

1. Einleitung – Die *Generation Y* und das Glück

Menschen denken gern in Schubladen. Dies wird oftmals dann deutlich, wenn man die öffentliche Debatte in Form der aktuellen Presse oder auch populärwissenschaftlicher Sachbuchliteratur verfolgt: Menschen, die ein bestimmtes Merkmal miteinander teilen, wie etwa Herkunft, Religion, Alter oder Geschlecht, werden in statische Gruppen eingeteilt, denen bestimmte Eigenschaften und ein bestimmter Habitus zugesprochen werden. Schon seit einigen Jahren macht sich dieser Drang, Menschen zu gruppieren, unter anderem auch in Bezug auf einzelne Generationen bemerkbar. Personen, die innerhalb derselben Zeitspanne geboren wurden, werden als eine Generation bezeichnet, die dann von Meinungsführern auf bestimmte Art und Weise charakterisiert und von anderen abgegrenzt wird. Beispiele hierfür sind etwa die Debatte um die *Generation Golf*, die *68er*, die *Generation X* oder aktuell die *Generation Y*. Zur *Generation Y* werden grob zwischen dem Ende der 1970er und dem Ende der 1990er Jahre geborene Personen gezählt. Fast wöchentlich erscheinen vor allem in Onlinemagazinen neue kontroverse Artikel über diese Thematik, verfasst von Angehörigen der Generation und auch von älteren, sozusagen außenstehenden AutorInnen. Die Feinheiten der Charakterisierung der *Generation Y* unterscheiden sich zum Teil stark, fallen teils optimistischer, teils pessimistischer aus. Gemeinsam haben jedoch die meisten Umschreibungen, dass die Generation als eine charakterisiert wird, die ihren Platz in der Gesellschaft noch nicht gefunden hat und sich damit schwertut, *erwachsen* zu werden, im Sinne von Eigenständigkeit, einem festen Arbeitsplatz und vielleicht auch einer eigenen Familie. Bei manchen AutorInnen heißt es deshalb, viele Angehörige der Generation seien unzufrieden mit ihrem Leben, orientierungslos und stets nur auf sich selbst fixiert, wie zum Beispiel bei dem amerikanischen Publizisten Tim Urban oder dem österreichischen Autor Oliver Jeges. Beide gehören selbst der *Generation Y* an und zeichnen ein eher negatives Bild derselben. Dabei kommt immer wieder die Frage danach auf, was für die Generation Zufriedenheit oder Glück bedeutet. Oft wird ihr in dem Zusammenhang auch ein neuartiger, liberaler Lebensstil zugesprochen, der sich von den vorherigen Generationen stark unterscheidet. Dies führt wiederum zu der Frage, ob die *Generation Y* den Begriff der *Lebensqualität* für sich selbst neu definiert oder zu definieren versucht.

1.1 Mein persönlicher Zugang zum Thema als Angehörige der *Generation Y*

Auch in meinem eigenen Umfeld werde ich oft mit dem Thema Generation Y und den damit verbundenen Fragen nach einem *guten*, zufriedenen Leben konfrontiert. Ich selbst wurde im Jahr 1989 geboren, sodass ich ebenfalls zur *Generation Y* gezählt werden kann, sowie der Großteil meines Freundeskreises. Angestoßen durch die öffentlich stattfindende Debatte, wird auch in meinem privaten Umfeld oft über die die Generation Y betreffenden Zuschreibungen diskutiert. Für mich war dies der Anstoß, mich wissenschaftlich mit dem Thema auseinanderzusetzen zu wollen. Fragen wie: „Ist das Konzept der Generation Y tragbar?“, „Handelt es sich bei der Generation tatsächlich um eine orientierungslose und unzufriedene homogene Masse?“, oder „Wie steht es um die Eigenwahrnehmung der Generation?“ beschäftigten mich privat schon seit einiger Zeit.

Als theoretisches Gerüst rund um die Debatte zur *Generation Y* erschien mir auf Anhieb eine noch relativ neue Richtung der Kulturanthropologie passend: Die Well-being Anthropology. *Well-being* bedeutet auf Deutsch so viel wie *Wohlbefinden*; die Well-being Anthropology wird im deutschen jedoch oft als *Glücksanthropologie* bezeichnet. Bei diesem Ansatz geht es folglich hauptsächlich um die Frage, was Menschen glücklich oder zufrieden mit ihrem eigenen Leben macht, und inwiefern das subjektive Glück oder Wohlbefinden eines Menschen kulturell und gesellschaftlich bedingt ist. Nachdem ich bereits meine Bachelorarbeit über diesen Bereich der Anthropologie geschrieben hatte, kam ich zu der Annahme, dass sich viele der Theorien innerhalb der Well-being Anthropology auf die Debatte über die *Generation Y* übertragen lassen, da in dieser ähnliche Themenfelder und Lebensbereiche angesprochen werden, wie es auch in der Well-being Anthropology der Fall ist. So gelangte ich zu folgender übergeordneter Forschungsfrage: Welchen Erkenntnisgewinn bringt die Well-being Anthropology hinsichtlich der Erforschung der Generation Y?

Da mein Interesse vor allem der Eigenwahrnehmung der Generation Y galt, lag es auf der Hand, dass ich für die Masterarbeit qualitative Interviews mit einer kleinen Auswahl an, laut gängigen Definitionen, Angehörigen dieser Generation durchführen würde. Die Ergebnisse dieser Interviews verglich ich schließlich sowohl mit aktueller Literatur zur Generation Y als auch mit verschiedenen Theorien und Studien zur Well-being Anthropology.

Für mich erstaunlich war der Anklang, auf den ich mit diesem Forschungsvorhaben bei anderen Studierenden, aber auch bei Personen in meinem privaten Umfeld stieß. Fast wöchentlich wurden mir Links zu Artikeln und Dokumentationen zum Thema *Generation Y* zugeschickt, bei privaten Treffen mit Freunden wurde es kontrovers diskutiert. Viele junge, aber auch ältere Menschen scheinen sich zu der Thematik bereits eine Meinung gebildet zu haben und sind an einem argumentativen Austausch interessiert. Auch bei meinen Interviewpartnerinnen musste ich keine lange Überzeugungsarbeit leisten, um sie zur Teilnahme an den Interviews zu bewegen. Mir wurde klar, dass ich mit dem Thema offenbar einen gesellschaftlichen *Nerv* getroffen habe, und die Beschäftigung mit dem Thema ein Stück weit dem aktuellen *Zeitgeist* zu entsprechen scheint.

1.2 Der Aufbau der Arbeit - Von der Theorie zur Empirie

Die vorliegende Arbeit ist grob in zwei verschiedene Abschnitte gegliedert. Beim ersten Teil handelt es sich um zwei ausschließlich theoretische Kapitel, in denen ich auf die Literatur und die bisherige Forschung einerseits zum *Well-being*-Begriff und andererseits zur *Generation Y* eingehe. Im zweiten Teil stelle ich in einem großen Kapitel meine eigene empirische Forschung vor.

Im Anschluss an diese Einleitung erfolgt sogleich das Kapitel über die *Well-being* Anthropology, in dem ich vier unterschiedliche Theorien und Studien zum Thema *Well-being* und Lebenszufriedenheit vorstelle. Darunter befindet sich beispielsweise der *Capability Approach* vom indischen Wirtschaftswissenschaftler und Philosophen Amartya Sen, sowie eine Studie zu den Einflussfaktoren Alter und Gender auf das subjektive *Well-being*, analysiert von den US-amerikanischen Psychologen Richard E. Lucas und Carol L. Gohm.

Im darauf folgenden Kapitel gehe ich auf verschiedene aktuelle Publikationen zur *Generation Y* ein. Dabei beschäftige ich mich hauptsächlich mit dem populärwissenschaftlichen Sachbuch „Die heimlichen Revolutionäre. Wie die Generation Y unsere Welt verändert“ vom deutschen Soziologen Klaus Hurrelmann und dem Journalisten Erik Albrecht, die einen positiven und optimistischen Blick auf die Generation werfen. Im Anschluss diskutiere ich außerdem mehrere in Onlinemagazinen erschienene Artikel über die Generation Y, wie beispielsweise vom oben bereits erwähnten amerikanischen Publizisten Tim Urban, der die *Generation Y*

als unglücklich bezeichnet und in seinem Artikel diese These zu begründen versucht.

Nach diesem theoretischen Abschnitt widme ich mich schließlich meiner eigenen empirischen Forschung zur *Generation Y*. Im Fokus stehen drei qualitative, circa einstündige Interviews mit Angehörigen der Generation, sowie ein viertes Interview mit einer wesentlich älteren, der Generation nicht zugehörigen Person, die als Folie zu den anderen drei Gesprächen dienen sollte.

Die Interviews wurden von mir anhand von verschiedenen, bereits in den Interviews verwendeten Begriffen und Themenbereichen, wie zum Beispiel Familie, Beruf, Konsum oder Freizeit, analysiert. Die Ergebnisse der Analyse bezog ich auf die Theorien rund um die Well-being Anthropology und die Generation Y. Bestätigt sich das in der Presse vermittelte Bild der Generation? Wie betrachten die Befragten selbst ihr Leben? Und wie lassen sich diese Lebenssituationen mit den Theorien der Well-being Anthropology verknüpfen? Hat die Generation Y grundsätzlich das Potential, *glücklich* zu sein oder es zu werden? Den Antworten auf diese Fragen möchte ich auf Basis der von mir durchgeführten Interviews und der Literatur versuchen, mich anzunähern.

Mein persönliches Ziel ist es, durch einen qualitativen Forschungsbeitrag bezüglich der *Generation Y* tiefgreifende Einsichten in die Lebenswelten von jungen Menschen liefern zu können. Der öffentliche Diskurs wird beherrscht von einem oftmals klischeehaften, stereotypisierenden *Schwarz-Weiß-Denken*, das ich mithilfe dieser Arbeit zu relativieren versuche, indem ich junge Menschen aus der Generation selbst zu Wort kommen lasse, und sie uns einen Einblick in ihre subjektive Lebenswirklichkeit gewähren lassen.

Am Schluss der Arbeit steht eine Zusammenfassung der Ergebnisse der Interviews in Korrespondenz mit der Literatur. Zuletzt erfolgt dann das daraus resultierende Fazit.

2. Well-being - Neues Forschungskonzept in der Anthropologie

Einige Fragen und Themen beschäftigen die Menschen bereits seit Jahrhunderten. Dazu zählt zum Beispiel die Frage nach dem Ursprung der Welt, dem Sinn des Lebens oder die Frage nach einem allmächtigen Schöpfer. Derartige Themen wurden in verschiedenen Kulturen und unterschiedlichen Zeitaltern immer wieder behandelt und diskutiert, sei es von Philosophen, Theologen oder Geistlichen. Zu diesen populären Themen kann man ebenfalls die Frage nach dem *guten Leben* zählen. Was braucht ein Mensch, um ein glückliches und zufriedenes Leben führen zu können? Nach einer Antwort auf diese Frage suchten bereits die antiken Philosophen wie Aristoteles oder Sokrates, und auch heute besitzt sie für viele Menschen immer noch eine große Aktualität. Es erscheinen Sachbücher, Ratgeber und wissenschaftliche Abhandlungen, die sich mit derartigen Fragen beschäftigen.

Viele Menschen befinden sich bewusst oder unbewusst auf der Suche nach dem *Glück* bzw. einem glücklichen Leben. Die Well-being Anthropology, um die es im Folgenden gehen wird, wird daher auf Deutsch häufig *Glücksanthropologie* genannt. Doch was genau bedeutet und impliziert der Begriff *Glück*? Es handelt sich dabei um einen eher undifferenzierten Ausdruck: Er kann sich zugleich auf das zufällige Glück beziehen, also beispielsweise auf das *Glück im Spiel* oder das Glück, das jemand hat, wenn er einen schweren Unfall unbeschadet übersteht. Mit *Glück* kann jedoch auch eine tiefgehende Zufriedenheit, die man in einzelnen Momenten verspürt, oder auch die generelle Zufriedenheit mit dem eigenen Leben gemeint sein, also schlichtweg Glück im Sinne von *Glücklichsein*. Auf der Webseite des Duden findet man zu diesen zwei unterschiedlichen Bedeutungen von Glück folgende Erläuterungen: „Etwas, was Ergebnis des Zusammentreffens besonders günstiger Umstände ist; besonders günstiger Zufall, günstige Fügung des Schicksals“ (Duden, 15.02.2016); „angenehme und freudige Gemütsverfassung, in der man sich befindet, wenn man in den Besitz oder Genuss von etwas kommt, was man sich gewünscht hat; Zustand der inneren Befriedigung und Hochstimmung“ (ebd.).

In einigen anderen Sprachen findet ein differenzierterer Umgang mit dem Glücksbegriff statt als in der deutschen. Im Englischen ist zum Beispiel das Wort *luck* gebräuchlich, das sich auf das zufällige Glück bezieht, gleichzeitig existiert jedoch auch das Wort *happiness*, das vielmehr die tiefgehende Zufriedenheit um-

schreibt. Im Französischen wird für erstere Bedeutung der Begriff *chance* verwendet, für letztere der Begriff *bonheur*. In beiden Sprachen lässt sich folglich unmissverständlich ausdrücken, von welcher Art von Glück die Rede ist.

Um den zufälligen Glücksbegriff soll es in dieser Arbeit allerdings *nicht* gehen. Der Fokus wird vielmehr auf dem Glück im Sinne von Lebenszufriedenheit liegen, wie es auch innerhalb der Forschungen zur Well-being Anthropology hauptsächlich der Fall ist. Es ist nicht verwunderlich, dass sich in der Wissenschafts-terminologie bzw. der Erforschung von Lebenszufriedenheit der deutsche *Glücks-Begriff* nicht durchgesetzt hat. Auch der durchaus treffendere englische *happiness-Begriff* wird, zumindest in der von mir gesichteten Literatur, nur selten verwendet. Der Terminus, der sich in Ethnologie und Anthropologie, aber auch in Fächern wie Psychologie und den Wirtschaftswissenschaften, durchgesetzt hat, lautet *Well-being*. Sucht man im Onlinewörterbuch *Leo* nach der deutschen Übersetzung für den Well-being-Begriff, so stößt man auf die Wörter *Wohlbefinden* und *Wohlergehen* (Leo, 15.02.2016). Hier ist also keineswegs das zufällige, flüchtige Glück gemeint, sondern vielmehr eine gute seelische und auch körperliche Verfassung, aus der eine generelle Lebenszufriedenheit resultiert.

Während es sich bei *Well-being* im umgangssprachlichen Sinne um einen eindeutigen und gut verständlichen Begriff handelt, gestaltet sich seine konkrete wissenschaftliche Definition jedoch als eher schwierig. Wissenschaftlich betrachtet handelt es sich um einen komplexen Begriff, der kontrovers diskutiert wird und je nach Herangehensweise verschiedenste Implikationen beinhalten kann – ungeachtet dessen, dass der Begriff auch in unterschiedlichen kulturellen Kontexten völlig anders verstanden werden kann.

Die Well-being Anthropology stellt einen vergleichsweise neuen Bereich der Anthropologie dar. In der Vergangenheit wurden in der sozial- und kulturwissenschaftlichen Forschung eher solche Thematiken behandelt, die mit gesellschaftlichen Problemen und Pathologien zusammenhängen. Was Menschen *unglücklich* macht, schien mehr zu interessieren, als was sie *glücklich* macht. Der Kulturanthropologe Neil Thin sieht die Gründe hierfür vor allem in den kulturellrelativistischen Ansätzen der Ethnologie, die Well-being zu einem nicht zu pauschalisierenden Konzept erklärten, und es deshalb für eine Anmaßung hielten, Well-being ernsthaft zu erforschen (vgl. Thin 2009: 27 f.). Thin argumentiert jedoch, dass wenn man sich auf wissenschaftlicher Ebene für Menschen interessiert, man sich auch deren Gefühlen und Wünschen widmen muss, worunter auch das Streben

nach einem erfüllten Leben fällt (vgl. ebd.: 39 f.). Ohne sich mit diesen Fragen zu beschäftigen, könne man keine adäquate Beschreibung des menschlichen Wesens und Lebens liefern, und würde einen wichtigen Teil der menschlichen Psyche ignorieren. Thin geht sogar noch einen Schritt weiter:

„By developing an anthropology of well-being, we will greatly improve our ability to offer culturally sophisticated contributions toward making the world a better place for people to live in.” (ebd.: 41)

Er sieht die Well-being Anthropology gar als Chance auf Weltverbesserung. Diese Ansicht mag vielleicht ein wenig hoch gegriffen erscheinen, doch langfristig gesehen liegt es auf der Hand, dass die Menschheit sich damit auseinandersetzen muss, wie sich eine Zukunft gestalten lässt, in der möglichst viele Menschen ein zufriedenes Leben jenseits von Unterdrückung oder Hungersnöten führen können. Die Welt sieht sich heutzutage mit Problemen völlig neuer Dimension konfrontiert, wie zum Beispiel der *Flüchtlingskrise* oder dem *Klimawandel*, deren Lösung sie vor neue Herausforderungen stellt.

Abgesehen von diesen ehrgeizigen Motivationen der Well-being Anthropology, kann es auch für jeden einzelnen förderlich sein, sich mit der Frage zu beschäftigen, wie sich das Leben möglichst sinnvoll und angenehm gestalten lässt. Bevor ich jedoch weiter auf die möglichen Zwecke und Ziele der Erforschung von Well-being eingehe, werde ich im folgenden Unterkapitel zunächst konkreter auf die wissenschaftliche Definition des Well-being-Begriffes eingehen, der als Grundlage für die Theoriebildung dient und deshalb genauer betrachtet werden sollte.

2.1 Well-being - Subjektiver *Idealzustand*

Während Aristoteles schon vor über 2000 Jahren Glück als das höchste Ziel des menschlichen Lebens proklamierte, beschäftigen sich viele WissenschaftlerInnen erst seit einigen Jahren oder höchstens Jahrzehnten konkret mit dem *guten Leben* und dessen (subjektiver) Beschaffenheit. Deshalb sind auch viele Publikationen, die man zum Thema Well-being findet, erst in den letzten Jahren entstanden und somit sehr aktuell.

Der Begriff *Well-being* selbst hängt etymologisch eng mit dem englischen *Welfare*-Begriff zusammen. *Welfare* besaß bis ins 18. Jahrhundert hinein noch in etwa die gleiche Bedeutung wie *Well-being*; beides bedeutete so viel wie *good*

living (Suzuki 2013: ii). Ab dem 18. Jahrhundert wurde allmählich der *Welfare*-Begriff nur noch als Bezeichnung in Bezug auf die Sozialleistungen für kranke, alte oder arme Menschen verwendet, ähnlich dem deutschen *Wohlfahrt*-Begriff. *Well-being* stand jedoch weiterhin für das *gute Leben* und wird auch heute noch im selben Kontext benutzt. Aus diesem Grund ist dieser Begriff namensgebend für die Well-being Anthropology.

Als zentrale Sammelbände zur Well-being Anthropology sind „Pursuits of Happiness. Well-being in Anthropological Perspective“ aus dem Jahr 2009, herausgegeben von Gordon Mathews und Carolina Izquierdo, und „Culture and subjective well-being“ aus dem Jahr 2000, herausgegeben von Ed Diener und Eunkook M. Suh zu nennen. In diesen Bänden finden sich zahlreiche Definitionsansätze und Theorien zum Well-being-Begriff. Auf sie werde ich auch in den folgenden Unterkapiteln hauptsächlich eingehen.

Mathews und Izquierdo betonen in der Einleitung ihres Sammelbandes, dass nicht ein einziger *Königsweg* existiert, um *happiness* zu erreichen, sondern dass sie auf unendlich viele Arten und Weisen verfolgt werden kann (vgl. Mathews und Izquierdo 2009: 1). Diese unterscheiden sich je nach Ort, Gesellschaft, kulturellem Kontext und Individuum. Deshalb sprechen sich die beiden Autoren im wissenschaftlichen Zusammenhang für den *Well-being*- an Stelle des *happiness*-Begriffs aus, da ersterer eine subjektive, aber auch eine objektive Komponente beinhaltet (vgl. ebd.: 2). *Happiness* lässt sich lediglich als Teil von Well-being verstehen, ist folglich also nicht synonym zum *Well-being*-Begriff zu verwenden. Letzterer umfasst eine Kombination aus psychologischem, körperlichem, sozio-ökonomischem und kulturellem Wohlergehen (ebd.: 3). All diese Aspekte sind gleichermaßen von Wichtigkeit, wenn von Well-being die Rede ist. Um dies zu betonen, und gleichzeitig jedoch auch den Begriff nicht zu eng aufzufassen, bieten Mathews und Izquierdo eine eigene Definition von Well-being an:

„Well-being is an optimal state for an individual, community, society, and the world as a whole. It is conceived of, expressed, and experienced in different ways by different individuals and within the cultural contexts of different societies: different societies may have distinctly different culturally shaped visions of well-being. Nonetheless, well-being bears a degree of commonality due to our common humanity and interrelatedness over space and time. Well-being is experienced by individuals – its essential locus lies within individual subjectivity – but it may be considered and compared interpersonally and interculturally, since all individuals live within particular worlds of others, and all societies live in a common world at large.“ (ebd.: 5)

Bei dieser Definition werden gleichzeitig die Unterschiede beim Streben nach und Erleben von Well-being, aber auch die potentiellen Gemeinsamkeiten be-

tont. Well-being wird zwar als äußerst subjektiv beschrieben, ist jedoch trotzdem bis zu einem gewissen Grad vergleichbar, da es sich um einen menschlichen Wert handelt, der durch ähnliche Sozialisation durchaus von mehreren Menschen geteilt werden kann. Mathews und Izquierdo bezeichnen Well-being als optimalen Zustand, was impliziert, dass ein Zustand von *vollkommenem* Well-being womöglich niemals erreicht werden kann. Selbst wenn ein Mensch einen sehr hohen Zufriedenheitsgrad mit seinem Leben aufweisen sollte, wird es vermutlich trotzdem stets Aspekte geben, die dem Well-being zumindest ein Stück weit abträglich sind. Bei Well-being handelt es sich folglich sozusagen um einen Idealzustand, den ein Mensch zwar beharrlich anstreben, aber niemals zur Gänze erreichen kann. *Der Weg ist das Ziel* könnte sich hier als ein treffendes Sprichwort erweisen. Die Definition von Mathews und Izquierdo ist also recht breit gefasst und zieht diverse Aspekte in Betracht.

Im Sammelband von Ed Diener und Eunkook M. Suh ist größtenteils nicht nur von Well-being, sondern von *subjective well-being* die Rede. Dadurch versuchen die AutorInnen zu betonen, dass sie sich auf den subjektiven Aspekt von Well-being konzentrieren - also darauf, wie jedes Individuum selbst sein Well-being empfindet und bewertet. Auf ein objektives, vielleicht sogar statistisch messbares Well-being beziehen sich die meisten AutorInnen in dem Sammelband größtenteils nicht.

Diener und Suh liefern zunächst keine klare eigene Definition von subjektivem Well-being wie Izquierdo und Mathews, und verwenden alternativ zum Well-being-Begriff an vielen Stellen stattdessen den Begriff *life satisfaction*, im Sinne von *Lebenszufriedenheit*. Sie halten es für notwendig, dass in diesem Bereich noch einiges an empirischer Forschung betrieben wird. Aus diesem Grund stellen die beiden Autoren zwar einige Definitionen von subjektivem Well-being vor, äußern jedoch auch an jeder mindestens einen Kritikpunkt oder ergänzen weitere Aspekte. Beispielsweise gehen Diener und Suh auf eine kulturellrelativistische Definition von subjektivem Well-being ein, die besagt, dass es eine Aussage über den Grad trifft, zu dem die Mitglieder einer Gesellschaft die Werte erreichen, die für sie von zentraler Wichtigkeit sind (vgl. Diener und Suh 2000: 4). Ein großer Kritikpunkt an dieser Definition lautet jedoch, dass zum Beispiel Hitler und Franz von Assisi nach dieser Auffassung gleichermaßen *gut* oder *erfolgreich* zu bewerten wären, da beide stets versucht haben, die Grundsätze, die ihnen wichtig waren, durchzusetzen (vgl. ebd.: 5). Diener und Suh fügen also hinzu, dass Fak-

toren wie *human health* und *happiness* bei der Erforschung von subjektivem Well-being ebenfalls mit in Betracht gezogen werden müssen, da das langfristige Wohlergehen der Menschheit dabei das oberste Ziel verkörpern sollte. Etwas bescheidener als Mathews und Izquierdo erhoffen sich auch Diener und Suh durch die Erforschung des subjektiven Well-being eine mögliche Steigerung desselben bei den LeserInnen ihres Sammelbandes (vgl. ebd.: 11). Dies scheint eine Art Grundmotivation für viele Well-being-ForscherInnen darzustellen.

Nanami Suzuki, Herausgeberin des Sammelbandes „The Anthropology of Aging and Well-being. Searching for the Space and Time to Cultivate Life Together“, betont in der Einleitung des Werkes, dass es wichtig sei, Well-being nicht als ein starres Konzept aufzufassen, das in jedwedem kulturellen Kontext und von jedem Individuum auf gleiche Weise definiert wird (vgl. Suzuki 2013: ii). Suzuki sieht Well-being nicht als ein *universelles* Ziel, das jeder Mensch gleichermaßen anstreben sollte, sondern sie betrachtet es vielmehr als ein *individuelles* Ziel, das regional und kulturell bedingt ist, und nicht notwendigerweise von jedem Menschen gleichermaßen verfolgt wird.

Laut den Psychologen Lucas und Gohm, die sich in ihrem Artikel „Age and Sex Differences in Subjective Well-being across Cultures“ mit dem Einfluss von Geschlecht und Alter auf subjektives Well-being beschäftigen, weist ein Mensch dann ein hohes Well-being auf, wenn er einerseits mit seinen Lebensbedingungen zufrieden ist (kognitives Well-being), und andererseits, wenn er öfter positive als negative Emotionen erlebt (affektives Well-being; vgl. Lucas und Gohm 2009: 291). Die einzelnen Komponenten des subjektiven Well-being seien allerdings von demographischen und psychologischen Faktoren abhängig, weshalb sich die Autoren auch besonders auf den Einfluss von *age* und *sex* auf das Well-being fokussieren.

Es wird deutlich, dass Well-being von unterschiedlichen ForscherInnen zwar hinsichtlich der Grundidee weitgehend ähnlich aufgefasst wird, doch dass wichtige Unterschiede bei der Enge und Weite und bei einzelnen Teilaspekten der Definition auftreten. Während Mathews und Izquierdo Well-being eher offen und vage definieren, werden Lucas, Gohm und Terasaki weitaus konkreter, wohingegen sich Diener und Suh noch auf keine klare Definition von Well-being festlegen wollen. Am besten arbeiten lässt sich in ethnologischer Hinsicht sicherlich mit der Herangehensweise von Mathews und Izquierdo, die dem *Well-being*-Konzept subjektive, aber auch objektive Aspekte zugestehen: Sie halten Well-

being für individuell und kulturell abhängig, jedoch trotzdem bis zu einem gewissen Grad vergleichbar. Sie beschreiben es als Idealzustand, doch lassen offen, ob jeder Mensch nach diesem Zustand strebt, oder ob es sich vielmehr um eine mögliche Option, sozusagen ein Ziel unter vielen, für Menschen handelt.

2.2 Theoriebildung rund um den *Well-being*-Begriff - Von Lebenszielen, Einkommen und *Capabilities*

In der *Well-being* Anthropology existiert derzeit noch kein fundamentales, etabliertes Theoriegerüst wie zu anderen Themenbereichen in den Kulturwissenschaften. Trotzdem wurden bereits einige – oftmals quantitative - Studien zur Erforschung von *Well-being* durchgeführt, auf deren Basis verschiedene Theorien entwickelt wurden. Bei diesen besteht jedoch meist die Notwendigkeit, sie noch durch weitere Forschung zu überprüfen und weiterzuentwickeln.

In den nächsten Unterkapiteln sollen vier ausgewählte Artikel mit Theorien rund um den *Well-being*-Begriff vorgestellt werden. Drei stammen aus dem Sammelband von Ed Diener, bei dem vierten handelt es sich um einen Ansatz vom indischen Wirtschaftswissenschaftler und Philosophen Amartya Sen.

Der erste Artikel dreht sich um Lebensziele als zentrale Indikatoren für persönliches *Well-being* und wurde vom Psychologen Shigeiro Oishi entwickelt. Im nächsten Artikel geht es um die Frage, ob ein hohes Einkommen auch für eine hohe Lebenszufriedenheit sorgt oder, kurz gefasst, ob Geld glücklich macht. Verfasst wurde er von Shigeiro Oishi und Ed Diener.

Im dritten Artikel der Psychologen Richard E. Lucas und Carol L. Gohm wird der Einfluss der Faktoren Alter und Geschlecht auf das subjektive *Well-being* behandelt. Die letzte Theorie, auf die ich eingehe, ist der *Capability Approach* von Amartya Sen, bei dem es um die Nutzung von Fähigkeiten als Weg zum persönlichen *Well-being* geht.

Diese Artikel und Theorien wurden von mir ausgewählt, da sie thematisch mit den im empirischen Teil dieser Arbeit analysierten qualitativen Interviews korrespondieren, und da sie inhaltlich ebenfalls zum Konzept der *Generation Y* passen, das ich im zweiten Kapitel dieser Arbeit vorstelle. Auf den genauen Zusam-

menhang dieser Themenfelder werde ich jedoch erst im Zuge des empirischen Kapitels eingehen.

2.2.1 *Life Goals* – Mögliche Indikatoren für die persönliche Lebenszufriedenheit

In dem Artikel „Goals as Cornerstones of Subjective Well-being: Linking Individuals and Cultures“ von Shigeiro Oishi geht der japanisch-amerikanische Psychologe auf die Rolle von persönlichen (Lebens-)Zielen beim Erreichen von subjektivem Well-being ein. Oishi stellt zunächst die Frage nach dem *guten Leben* und dessen Beschaffenheit, um anschließend die Antworten aufzuzählen, die die amerikanische Werbeindustrie auf diese Frage liefert. Innerhalb dieser wird es oft so dargestellt, als müsse man für sein persönliches Glück *bloß* hart arbeiten und gleichzeitig so viel Spaß wie möglich haben: „work[s] hard, play[s] hard, and [have] a lot of fun“ (Oishi 2000: 87). Dabei handelt es sich um ein stark vereinfachtes, illusorisches Bild, das durchaus popkulturell als typisch für den *Amerikanischen Traum* betrachtet werden kann, und mit der Lebensrealität vieler Menschen kaum etwas zu tun hat.

Im Folgenden stellt Oishi verschiedene wissenschaftliche Modelle und Theorien zur Konstitution von Well-being vor. Er geht auf das „self-determination model of well-being“ (ebd.: 87) der Well-being-Forscher Ryan, Sheldon, Kasser und Deci ein, in dem von drei universellen psychologischen Bedürfnissen ausgegangen wird: Autonomie, Kompetenz und Beziehungen. Die Erfüllung dieser Bedürfnisse trägt laut dieses Modells maßgeblich zum Well-being einer Person bei (vgl. ebd.: 87). Dabei spielt es eine zentrale Rolle, ob die jeweilige Person intrinsische oder extrinsische Ziele zur Stillung dieser Bedürfnisse anstrebt. Bei intrinsischen Zielen handelt es sich zum Beispiel um persönliches Wachstum, Autonomie und soziale Beziehungen („personal growth, autonomy, enhancement of others and communities“, ebd.: 87). Zu extrinsischen Zielen zählen unter anderem finanzieller Erfolg, physische Attraktivität und soziales Ansehen. Letztere Ziele führen laut des *self-determination model* langfristig nicht zu einem Zustand von Well-being. Die Verfolgung von intrinsischen Zielen und Werten kann hingegen der eigenen Selbstentfaltung dienen, während das Anstreben von extrinsischen Zielen in extremen Fällen zu Verhaltensproblemen oder gar Depressionen führen kann (vgl. ebd.: 88). Eine gute, stabile Beziehung zu sich selbst und anderen ist

nach diesem Modell folglich die Voraussetzung zum Erreichen von Lebenszufriedenheit und somit auch Well-being. Ob dabei das Selbst oder andere im Vordergrund stehen, ist vor allem davon abhängig, ob ein Mensch in einer individualistischen oder kollektivistischen Kultur sozialisiert wurde (vgl. ebd.: 92 f.).

Oishi erweitert das *self-determination model of well-being* um einige Aspekte. Er betont die wichtige Rolle von persönlichen Zielen beim Streben nach subjektivem Well-being und definiert diese als von einem Individuum erwünschte und angestrebte Zustände (vgl. ebd.: 91). Als *higher-order goals* bezeichnet Oishi Werte, die er als Leitprinzipien im Leben eines Menschen versteht. *Personal strivings* – so bezeichnet Oishi kleinere Ziele, die Individuen in ihrem alltäglichen Leben versuchen zu erreichen – betrachtet er als *lower-order goals* (vgl. ebd. 90). Werte und *personal strivings* unterscheiden sich von Individuum zu Individuum, weshalb auch jeder Mensch sein persönliches Well-being auf andere Art und Weise erreicht. Oishi spricht den verschiedenen Zielen hier eine Moderatorenrolle im Leben eines Menschen zu und bezeichnet dieses Modell daher als „goal as a moderator model“ (ebd.: 90).

In individualistisch geprägten Gesellschaften, wie zum Beispiel der nordamerikanischen, kann jedes Individuum seine Werte und *personal strivings* weitgehend selbst für sich definieren, während in kollektivistischen Gesellschaften, wie beispielsweise der indischen, Werte und auch *personal strivings* vielmehr von der Gesellschaft bzw. der eigenen Familie vorgegeben werden (vgl. ebd.: 94). In der ersten Gesellschaftsform sind Menschen also eher dann glücklich, wenn sie ihre eigenen Werte und Erwartungen erfüllen; in der zweiten Gesellschaftsform sind sie es eher dann, wenn sie die Werte und Erwartungen der eigenen Familie und Gesellschaft erfüllen. Well-being ist folglich nicht nur individuell, sondern auch stark soziokulturell abhängig. Oishi präsentiert auch hier eine umfangreiche Studie, die diese Thesen seiner Ansicht nach weitgehend bestätigt (vgl. ebd.: 95). Für alle Gesellschaftsformen gilt, dass die Werte der jeweiligen Gesellschaft die Werte des jeweiligen Individuums, das in dieser Gesellschaft sozialisiert wurde, maßgeblich beeinflussen (vgl. ebd.: 104). Dies ist auch in individualistischen Gesellschaften der Fall. Individuen sind, laut der von Oishi zitierten Studie, am glücklichsten bzw. erreichen am wahrscheinlichsten einen Zustand von subjektivem Well-being, wenn sie sich nach den gesellschaftlichen Normen richten und diese so gut wie möglich erfüllen. Oftmals erfüllen sie damit auch gleichzeitig ihre individuellen Werte und Erwartungen, da diese stark beeinflusst vom gesell-

schaftlichen Kontext sind. Persönliche Werte, die nicht mit den Werten der jeweiligen Gesellschaft übereinstimmen, sind dem persönlichen Well-being eher abträglich, da sie von der Gemeinschaft oftmals nicht akzeptiert oder sogar *bestraft* werden.

Darüber hinaus betont Oishi die Wichtigkeit eines Lebenssinns für das Well-being eines Individuums (vgl. ebd.: 108). Oishi bringt persönliche Ziele mit emotionalem Well-being in Verbindung, während er normatives Verhalten den gesellschaftlichen Werten entsprechend mit dem Lebenssinn in Korrelation setzt. Wenn persönliche und gesellschaftlich-normative Werte größtenteils übereinstimmen, führt dies zu größerer Zufriedenheit und Well-being. Wenn sich beide Wertesysteme stark unterscheiden, kann dies subjektiv zum Fehlen eines Lebenssinns führen (vgl. ebd.: 108). Für das persönliche Well-being spielt ein empfundener Sinn im Leben jedoch eine zentrale Rolle.

Als Conclusio stellt Oishi schließlich heraus, dass Well-being stets im kulturellen Zusammenhang untersucht werden sollte, und dass sich die zukünftige Forschung außerdem von der bloßen Beschreibung von Well-being entfernen und sich stattdessen der Erforschung von Funktionen und Prozessen des Well-being widmen sollte (vgl. ebd.: 108 f.). Die von ihm vorgestellten Theorien und Modelle, wie das *self-determination model of well-being* oder das *goal as moderator model*, hält er jedoch zumindest vorläufig für durchaus adäquat - solange bis fundiertere Forschung rund um den Well-being-Begriff vorgenommen wurde.

Oishis Ansatz lässt sich als theoretisches Gerüst für Forschungen zum Thema Well-being durchaus verwenden: Er betont sowohl den Einfluss von kulturellen und gesellschaftlichen Unterschieden auf das Well-being eines Individuums als auch die Rolle von persönlichen Zielen, Motivationen und einem Lebenssinn. Diese Aspekte sind von großer Wichtigkeit, wenn die Lebenszufriedenheit eines Menschen analysiert werden soll. In der Kultur- und Sozialanthropologie bzw. der Ethnologie werden subjektive Alltagswelten von Individuen und Gesellschaften untersucht. Oishis Ansatz fügt sich hier folglich gut ein und könnte als Basis für weitere Forschung dienen.

2.2.2 Der Einfluss von finanziellen Mitteln auf das subjektive Well-being - Macht Geld glücklich?

Diener und Oishi behandeln in dem Artikel „Money and Happiness: Income and Subjective Well-being across Nations“ aus dem Jahr 2000 die Rolle von Geld in Bezug auf Lebenszufriedenheit bzw. subjektives Well-being. Die Frage, ob Geld glücklich macht, treibt auf der ganzen Welt viele Menschen und auch ForscherInnen um, die sich wissenschaftlich mit Well-being beschäftigen. Die Regierungen vieler Staaten streben stets nach einem immer größeren finanziellen und materiellen Wohlstand für ihr Land, und auch für viele Individuen ist dies ein oberstes Ziel (vgl. Diener und Oishi 2000: 185). Doch führt dieses Streben auch generell zu einem glücklicheren Leben?

Diener und Oishi führen gleich zu Beginn ihres Artikels Bedenken bezüglich des ständigen Strebens nach größerem Reichtum an. Abgesehen von den Schäden für die Umwelt, die nicht selten durch wirtschaftliche Entwicklungen verursacht werden, stellen die Autoren auch den tatsächlichen Nutzen von großem wirtschaftlichem Wohlstand für die Menschen selbst in Frage (vgl. ebd.: 186). Die Fixierung auf das Anhäufen von immer mehr Geld kann von humanen Werten wie Liebe, Spiritualität oder Selbstentfaltung ablenken und außerdem frustrieren, so die Annahme der Autoren.

Diener und Oishi führen einige Modelle an, die den Zusammenhang zwischen Geld und subjektivem Well-being erläutern sollen. Zuerst stellen sie die *livability theory* des niederländischen Soziologen und Glücksforscher Ruut Veenhoven vor, die besagt, dass das Einkommen eines Menschen sein subjektives Well-being nur solange steigern kann, bis seine Grundbedürfnisse gestillt sind (vgl. ebd.: 187). Dieses Modell wird erweitert durch die *theory of needs* des Psychologen Abraham Maslow. Nach Maslow braucht es für ein hohes Well-being nicht nur ein Einkommen, das die Grundbedürfnisse abdecken kann, sondern auch eines, das einem Individuum ausreicht, um *sich selbst verwirklichen* zu können (vgl. ebd.: 187). Darunter versteht Maslow zum Beispiel die Ausübung von Hobbys wie etwa Bergsteigen, künstlerische Tätigkeiten oder Reisen, die alle mit finanziellen Kosten verbunden sind. Nur wenn das Einkommen eines Individuums für diese Art von Tätigkeiten ausreicht, kann sein subjektives Well-being gesteigert werden. Wichtig ist dabei, dass das Geld tatsächlich in Dinge investiert wird, die der eigenen Weiterentwicklung und Selbstverwirklichung dienen (vgl. ebd.: 187).

Das ebenfalls von Diener und Oishi vorgestellte *material desires concept* hingegen verfolgt diesbezüglich einen anderen Denkansatz. Es besagt, dass Menschen ihr Well-being dann steigern können, wenn sie sich von ihrem Einkommen die Dinge leisten können, die sie sich wünschen bzw. die sie begehren, oder ihnen zumindest näher kommen (vgl. ebd.: 188). Dabei kann einerseits der Vergleich mit den finanziellen Möglichkeiten der anderen Mitglieder der eigenen Gesellschaft eine zentrale Rolle spielen, oder auch der Vergleich mit dem eigenen Einkommen in der Vergangenheit. Es ist wahrscheinlicher, dass ein Mensch glücklicher ist, wenn sein Einkommen in der Gegenwart höher ist als es in der Vergangenheit war, als wenn es niedriger ist, so die Theorie (vgl. ebd.: 188).

Um die Theorien zu hinterfragen, zitieren Diener und Oishi Studien, die sich mit Fragen bezüglich Well-being und Einkommen beschäftigen, wie zum Beispiel die *World Value Survey II* oder eine unter anderem von den Autoren selbst durchgeführte internationale Studie über Studierende (*international study of college students*; vgl. ebd.: 190). In fast allen Staaten, in denen die Studien durchgeführt wurden, besteht eine positive Korrelation zwischen Einkommen und Lebenszufriedenheit (vgl. ebd.: 192). Allerdings erweist sich diese Korrelation als nicht so hoch wie erwartet – der Zusammenhang zwischen finanzieller Zufriedenheit und dem Einkommen ist wesentlich größer als der zwischen genereller Lebenszufriedenheit und Letzterem. Die Korrelation zwischen beiden ist zwar durchaus existent, sollte jedoch nicht überschätzt werden (vgl. ebd.: 194).

Generell zeigen die Studien, dass das Einkommen in ärmeren Nationen einen größeren Einfluss auf das subjektive Well-being besitzt als in reichen Industrienationen (vgl. ebd.: 195). Dort zeigen sich vor allem zwischen den oberen Einkommensklassen kaum noch Unterschiede beim subjektiven Well-being bzw. bei der Lebenszufriedenheit. Außerdem fällt auf, dass vor allem sowohl in sehr wohlhabenden Staaten wie Norwegen oder der Schweiz als auch in eher ärmeren Staaten wie Bulgarien oder Südafrika die Lebenszufriedenheit generell geringer zu sein scheint, als in den Ländern, die finanziell betrachtet im *Mittelfeld* liegen (vgl. ebd.: 198). Extreme Armut oder extremer Reichtum scheinen folglich überraschenderweise beide das subjektive Well-being zu schmälern – zu dieser Annahme führen zumindest die hier zitierten Studien.

Dass das Einkommen in reichen Nationen einen geringeren Einfluss auf das Well-being hat als in armen, führen Diener und Oishi darauf zurück, dass der Lebensstandard in reichen Staaten auch für Menschen mit geringerem Einkom-

men trotzdem generell wesentlich höher ist, als für Menschen mit einem kleinen oder mittleren Einkommen in armen Staaten (vgl. ebd.: 200). Reiche Staaten verfügen meist über ein gutes Gesundheitssystem und eine bessere Infrastruktur, Menschenrechte und Freiheit spielen oft eine wichtige Rolle, und es herrscht meist politische Stabilität. All diese Faktoren können zu einem höheren subjektiven Well-being auch bei Menschen mit geringerem Einkommen führen, da sie ebenfalls von diesen öffentlichen Gütern profitieren. Auch ist die soziale Gleichheit in finanziell gut gestellten Staaten oft höher als in den finanziell schwächeren.

Die Daten zeigen außerdem, dass Menschen, die stark nach materiellen Dingen streben, oft weniger glücklich sind, als Menschen, die diesen keine allzu große Bedeutung in ihrem Leben zusprechen (vgl. ebd.: 208). Ein weiteres interessantes Ergebnis der Studien lautet, dass die Lebenszufriedenheit der Menschen in den Industrienationen seit dem Zweiten Weltkrieg kaum angestiegen ist, obwohl der materielle Wohlstand sich dort in den letzten Jahrzehnten immens vergrößert hat (vgl. ebd.: 208). Dies scheint jedoch keinen großen Einfluss auf das tatsächliche subjektive Well-being der Menschen in diesen Staaten zu haben. In finanziell schwächeren Ländern, die erst in den letzten Jahren an Wohlstand gewonnen haben, ist das Well-being der Menschen hingegen merklich angestiegen. Generell besteht also laut diesen Studien definitiv ein Zusammenhang zwischen Geld und Lebenszufriedenheit, jedoch ist das Einkommen eines Individuums längst nicht der einzige Indikator für sein subjektives Well-being (vgl. ebd.: 208). Immerhin fanden sich auch unter den ärmsten Personengruppen der armen Staaten relativ viele Menschen mit einer hohen Lebenszufriedenheit.

Durch die Ergebnisse der Studien sehen Diener und Oishi Maslows *material desire concept* als weitgehend bestätigt (vgl. ebd.: 208). Um ein hohes subjektives Well-being erreichen zu können, sollten die Grundbedürfnisse eines Menschen finanziell abgedeckt werden können, doch auch die (finanziellen) Möglichkeiten zur Selbstentfaltung spielen eine Rolle. Die These, dass der Vergleich mit anderen Mitgliedern der Gesellschaft und auch der Vergleich mit dem eigenen Einkommen in der Vergangenheit eine zentrale Rolle spielen, wird jedoch nicht bestätigt. Es scheint hingegen ausschlaggebender zu sein, inwiefern der jeweilige kulturelle Kontext die Zufriedenheit mit dem eigenen Einkommen bzw. der eigenen finanziellen Situation beeinflusst (vgl. ebd.: 209). Beispielsweise wird mate-

riellem Wohlstand in unterschiedlichen Kulturen oft auch eine unterschiedlich große Bedeutung zugesprochen.

Diener und Oishi beziehen sich auch erneut auf Veenhoven, der seine *livability theory* durch die Studien durchaus bestätigt sieht (vgl. ebd.: 209 f.). Dies begründet er mit der Tatsache, dass in den Industrienationen das subjektive Well-being trotz größeren materiellen Wohlstands in den letzten Jahrzehnten kaum angestiegen ist. Die Grundbedürfnisse können dort bereits seit Jahrzehnten problemlos gestillt werden. Der Wohlstand, der darüber hinausgeht, ist laut Veenhoven für das subjektive Well-being der Menschen nicht notwendig.

Diener und Oishi sind ebenfalls der Meinung, dass sehr großer materieller oder finanzieller Wohlstand nicht gleichermaßen zu einer höheren Lebenszufriedenheit führt. Deshalb verweisen sie auf die *Simplicity-Bewegung*, deren AnhängerInnen sich freiwillig materiell einschränken, um Ressourcen und Umwelt zu schonen (vgl. ebd.: 211). Doch die Autoren gestehen auch ein, dass die Forschung, die sich mit dem Zusammenhang von Geld und subjektivem Well-being beschäftigt, noch zu weit am Anfang steht, als dass die Daten und daraus geschlussfolgerten Theorien bereits als gesicherte Fakten angesehen werden könnten (vgl. ebd.: 213). Die zukünftige Forschung muss dieses Feld noch differenzierter betrachten und bestenfalls Langzeitstudien durchführen, um an tragbare Ergebnisse zu gelangen. Die bisherigen Ergebnisse sind noch zu wenig eindeutig und scheinen mehrere, zum Teil gegensätzliche Theorien gleichzeitig zu bestätigen.

Diener und Oishi sind trotzdem der Meinung, dass besonders die Industrienationen ihren Umgang mit dem großen Wohlstand, den sie besitzen, stark überdenken müssen:

„After World War II people had no computers or televisions, indoor plumbing was not taken for granted, and many people had ice boxes rather than refrigerators. Yet people report about being as happy as they are now. Thus we must question then whether we need a trip to Antarctica, a larger home with more bathrooms, and a high-status automobile to be truly happy. Certainly if these items require us to make sacrifices in self-growth, leisure time, and intimate relationships, they may interfere with happiness rather than enhance it. As long as people want more goods and services, they will tend to be somewhat dissatisfied if they do not get them. Thus the educational challenge is to convince people that other pursuits may sometimes lead to greater fulfilment than does the pursuit of more money.” (ebd.: 215).

Die Autoren sprechen sich für eine weniger materialistische Welt aus, in der persönliche Werte über die materialistischen gestellt werden. Persönliches Wachstum, Freizeit und Beziehungen zu anderen Menschen sollten vor das Streben

nach immer mehr finanziellem Wohlstand gestellt werden. In den Industrienationen sollte folglich laut Diener und Oishi eine Art Paradigmenwechsel stattfinden, durch den neue, postmaterialistische Werte Priorität erhalten, die sowohl für den Menschen als auch für die Umwelt zuträglicher sind.

An den von Diener und Oishi vorgestellten Theorien und Studien und auch an ihrer eigenen Stellungnahme dazu wird deutlich, dass die Forschung zum Thema Well-being auch im Zusammenhang mit Geld bzw. Wohlstand noch unausgereift ist. Die Daten sind teilweise widersprüchlich, sodass keine der Theorien letztlich vollkommen plausibel und haltbar erscheint. Es ist in diesem Bereich noch weitere Forschung notwendig – hilfreich wären sicherlich auch qualitative statt quantitative Befragungen zum Thema Well-being und Geld, um einen detaillierteren und facettenreicheren Einblick in die Lebenswelt der untersuchten Personen zu erhalten.

Veenhovens *liveability theory* tritt neben den anderen Theorien als realistischer Ansatz auf, wenn man bedenkt, dass laut der Studien in den westlichen Ländern die Lebenszufriedenheit der Menschen ungefähr gleich geblieben ist, seit nach dem Zweiten Weltkrieg ihre Grundbedürfnisse stets permanent gestillt waren. Doch auch hierzu müsste weitere Forschung betrieben werden, um gesicherte Ergebnisse zu erzielen.

2.2.3 Well-being aus der Perspektive der Faktoren Alter und Geschlecht – Macht Alter unglücklich?

Die US-amerikanischen Psychologen Richard E. Lucas und Carol L. Gohm behandeln in dem Artikel „Age and Sex Differences in Subjective Well-being across Cultures“, der ebenfalls im Sammelband von Ed Diener und Eunkook M. Suh erschienen ist, den Einfluss von Alter und Geschlecht auf das subjektive Well-being eines Menschen. Laut den Autoren hat ein Mensch dann ein hohes Well-being, wenn er zufrieden mit seinen Lebensumständen ist (kognitives Well-being) und öfter positive als negative Emotionen erlebt (affektives Well-being, vgl. Lucas und Gohm 2000: 291). Diese Faktoren werden jedoch auch maßgeblich beeinflusst von demographischen und psychologischen Aspekten, wie zum Beispiel von Alter und Geschlecht.

Bisher wurden nur wenige aussagekräftige Studien zu Geschlechterunterschieden beim subjektiven Well-being und deren Gründen durchgeführt. Oftmals werden andere Faktoren als Geschlecht, wie etwa individuelle Persönlichkeit oder sozialer Kontext als wichtiger für die Erforschung von Well-being erachtet (vgl. ebd.: 294). Lucas und Gohm halten Gender jedoch für einen relevanten Faktor, da bestimmte, unterschiedliche Rollenerwartungen an Männer und Frauen mitunter großen Einfluss auf deren Verhalten, Lebensstil und somit auch Wohlbefinden haben können. Die Autoren verweisen auf Studien, die darauf hindeuten, dass Frauen beispielsweise häufiger und intensiver als Männer negative, internalisierende Gefühle erfahren (vgl. ebd.: 294 f.).

Alter ist ein Faktor, der im Zusammenhang mit Well-being nicht selten untersucht wird (vgl. ebd.: 295). Wenn Well-being so definiert wird, dass es durch Bedingungen wie Einkommen, soziale Unterstützung oder Gesundheit konstituiert wird, würde dies zu der Schlussfolgerung führen, dass Well-being im Alter zunehmend geringer wird, da die genannten Bedingungen im Alter ebenfalls oftmals schlechter bzw. geringer werden. Allerdings existieren Studien, die sowohl auf ein generell höheres subjektives Well-being bei jüngeren als bei älteren Menschen hinweisen, als auch solche Studien, die auf ein höheres Well-being im Alter als in jungen Jahren hindeuten (vgl. ebd.: 296). Aus diesen Gründen gestaltet sich die Theoriebildung in dem Gebiet als äußerst schwierig, da die Daten oft widersprüchlich sind und keine eindeutigen Schlüsse zulassen, wie auch schon bei der Forschung zum Zusammenhang von Geld und Well-being.

Lucas und Gohm stützen sich in ihrem Artikel ebenso wie Diener und Oishi auf die Ergebnisse der *World Value Survey II* und der *International College Student Data study* (vgl. ebd.: 299). Diese werten sie hinsichtlich der Faktoren Alter und Geschlecht aus. Dabei stellt sich heraus, dass durchaus Geschlechterunterschiede beim subjektiven Well-being bestehen, doch dass diese kulturell und je nach Staat ebenfalls unterschiedlich ausfallen können (vgl. ebd.: 303). Generell scheinen laut diesen Studien jedoch Frauen öfter und intensiver sowohl positive als auch negative Emotionen zu erleben. Dadurch sehen die Autoren bestätigt, dass Frauen im Durchschnitt emotionaler seien als Männer.

Hinsichtlich des demographischen Faktors Alter ergaben die Studien, dass die Lebenszufriedenheit im Laufe des Lebens durchschnittlich weitgehend gleich bleibt (vgl. ebd.: 309). Positive Emotionen werden weniger, während die Anzahl an negativen Emotionen ebenfalls ungefähr gleich bleibt. Ein spannendes Ergeb-

nis der Studien ist sicherlich, dass Alter vor allem in individualistischen, also meist westlichen Gesellschaften negativ mit der Lebenszufriedenheit korreliert, während die negative Korrelation in kollektivistischen Gesellschaften kaum gegeben ist (vgl. ebd.: 310 f.). In individualistischen Gesellschaften ist zwar oft der Gesundheitszustand von alten Menschen besser und deren Lebenserwartung höher, doch erhalten sie in der Gesellschaft häufig wesentlich weniger Unterstützung durch ein stabiles soziales Umfeld wie in kollektivistischen Gesellschaften (vgl. ebd.: 311). Auch beim Faktor Alter gilt also, dass es kulturell abhängig ist, inwiefern er das subjektive Well-being beeinflusst, jedoch betonen Lucas und Gohm, dass die Ergebnisse in den meisten kulturellen Kontexten in die gleiche Richtung weisen, und nur die Ausprägung unterschiedlich stark sei. Oftmals seien sich die Ergebnisse der unterschiedlichen Nationen sogar auffallend ähnlich, so die Autoren (ebd.: 313).

Der Artikel von Lucas und Gohm bietet spannende Einsichten bezüglich der Einflussfaktoren Alter und Geschlecht auf das subjektive Well-being, jedoch ist er unter ethnologischen Gesichtspunkten betrachtet problematisch. Die Autoren arbeiten stark mit Verallgemeinerungen und Stereotypen, und sehen diese durch die Studien bestätigt (wie zum Beispiel, dass Frauen grundsätzlich emotionaler seien als Männer). Sie stützen sich dabei nur auf quantitative statistische Daten, ohne qualitative Interviews durchgeführt zu haben, was in der Ethnologie bei einer solchen Thematik unerlässlich wäre. Qualitative Interviews ermöglichen einen Einblick in die subjektive Eigenwahrnehmung eines Individuums, während quantitative Befragungen meist recht oberflächlich bleiben, und letztendlich zu vereinfachenden Pauschalisierungen führen. Dies ist auch in dem Artikel von Lucas und Gohm der Fall, weshalb die von Lucas und Gohm genannten Ergebnisse der Studien und daraus geschlussfolgerten Thesen mit Vorsicht zu betrachten und durchaus zu hinterfragen sind.

2.2.4 - Der *Capability Approach* von Amartya Sen - Sinnvoll eingesetzte Fähigkeiten als Well-being-Erzeuger

Eine weitere interessante Theorie, die sich mit Well-being beschäftigt, ist der *Capability Approach*, der in den 1980er Jahren vom indischen Wirtschaftswis-

senschaftler und Philosophen Amartya Sen entwickelt wurde. Der Ansatz hat sich mittlerweile zu einer relevanten Alternative zur Wohlfahrtsökonomie entwickelt (vgl. Clark 2006: 3). Innerhalb dieser spielt das Well-being-Konzept eine große Rolle, doch es wird meist hauptsächlich mit materiellem Wohlstand in Verbindung gebracht. Sen kritisiert diese Auffassung und schlägt deshalb in Form seines Capability Approachs eine andere Herangehensweise an den Well-being-Begriff vor. Sen gesteht zwar ein, dass Wohlstand und ökonomisches Wachstum notwendig für die Weiterentwicklung der Menschheit sind, doch betrachtet er Wohlstand nicht als oberstes Ziel, sondern vielmehr als Mittel zu höheren Zwecken: „In judging the quality of life we should consider what people are able to achieve.“ (ebd.: 3). Sowohl einzelne Menschen als auch Gesellschaften unterscheiden sich hinsichtlich ihrer Kompetenzen und Fähigkeiten, mit deren Hilfe sie ihr Einkommen oder verschiedene Güter für *menschlich wertvolle* Erfolge einsetzen können. Anhand dieser genutzten oder ungenutzten Kompetenzen und Fähigkeiten kann schließlich das Well-being eines Menschen oder auch einer ganzen Gesellschaft bestimmt werden, wenn es nach Sens Capability Approach geht.

Sen führt einige Begriffe ein, die die eben angesprochenen Kompetenzen und Fähigkeiten näher umreißen sollen (vgl. ebd.: 4). Der erste Begriff lautet *Functioning*, was für den Gebrauch steht, den ein Individuum von den ihm gegebenen Gütern macht. Ein einfaches Beispiel wäre etwa die Ernährung: Einem Menschen sind Nahrungsmittel wie beispielsweise Brot gegeben, wodurch sich dieser Mensch ausreichend ernähren kann. In dem Fall hätte der Mensch das *Functioning* der ausreichenden Ernährung mithilfe der ihm vorhandenen Güter erfüllt. Ein erfülltes *Functioning* ist ein Erfolg für einen Menschen; es steht für das, was er geschafft hat, zu sein oder zu tun.

Der für die Theorie namensgebende Begriff *Capability* bedeutet auf Deutsch *Fähigkeit*. Eine *Capability* ist die Fähigkeit eines Individuums, ein bestimmtes *Functioning* zu erreichen. Einem Menschen können beispielsweise genügend Nahrungsmittel zur Verfügung stehen. Trotzdem kann er sich dafür entscheiden, nur bestimmte davon zu essen oder gar zu fasten und absichtlich wenig zu essen (vgl. ebd.: 4). Er hat also die Fähigkeit, selbst zu entscheiden, wie er mit den vorhandenen Gütern umgeht, und welches *Functioning* er damit erfüllen möchte.

Ein weiterer für Sens Theorie zentraler Begriff lautet *Functioning n-tuple*. Dies steht für eine Kombination oder Reihe von *Functionings*, also Dingen, die eine

Person geschafft oder erreicht hat, und die deshalb für das Leben dieser Person bezeichnend oder charakteristisch sind (vgl. ebd.: 4). Unterschiedliche Kombinationen von *Functionings* repräsentieren also jeweils unterschiedliche Lebensstile. Der letzte relevante Begriff in Sens Ansatz ist der des *Capability Set*. Ein *Capability Set* ist ein Satz von für ein Individuum tatsächlich erreichbaren *Functionings* *n-tuple* (vgl. ebd.: 4). Es repräsentiert die tatsächlichen Möglichkeiten oder Freiheiten, die ein Mensch in seinem Leben besitzt, oder auch die tatsächliche Wahlfreiheit, die er zwischen verschiedenen möglichen Lebensstilen hat.

Generell nutzt Sen den *Capability*-Begriff in einem sehr weit gefassten Kontext und grenzt ihn bewusst nicht näher ein. Außerdem wird der Begriff von Sen auch meist synonym zum *Capability-Set*-Begriff genutzt (vgl. ebd.: 5). Durch diese Offenheit des Konzepts ist der Capability Approach vielseitig einsetzbar und wurde bereits von verschiedenen ForscherInnen angewandt und weiterentwickelt. Gleichzeitig ist genau diese Offenheit auch oft Anlass für Kritik an Sens Theorie, und einige WissenschaftlerInnen, wie zum Beispiel auch die Philosophin Martha Nussbaum, erstellten selbst Listen mit Kategorien von *Capabilities*, um den Begriff näher einzugrenzen und ihn konkreter festzulegen. Nussbaum erfasst in dieser Liste folgende Punkte:

„(1) Life; (2) Bodily health; (3) Bodily integrity; (4) Senses, imagination and thought; (5) Emotions; (6) Practical reason; (7) Affiliation; (8) Other species; (9) Play; and (10) Political and material control over one's environment” (Nussbaum 2000: 72 ff.; zit. nach Clark 2006: 6)

Nussbaum plädiert jedoch selbst dafür, dass die von ihr erstellte Liste ständiger Revision bedarf und ihre interkulturelle Gültigkeit überprüft werden sollte. Sen spricht sich jedoch weiterhin gegen eine festgelegte Liste von *Capabilities* aus, wenn diese einem reinen theoretischen Kontext entstammt und nicht durch öffentliche Diskurse bzw. aus der Lebenswirklichkeit der Menschen heraus entstanden ist (vgl. ebd.: 7).

Die zentrale Aussage des Capability Approach lautet, dass nicht wirtschaftliches Wachstum maßgeblich für die Entwicklung der Menschheit ist, wie es der Kapitalismus suggeriert, sondern, dass die Entfaltung der *Capabilities* von Menschen an oberster Stelle stehen sollte (vgl. ebd.: 10). Ökonomisches Wachstum mag zwar ebenfalls von großer Wichtigkeit sein, doch reicht nicht aus, um für eine dauerhafte Lebenszufriedenheit bei einem Individuum zu sorgen. Nur wenn ein Mensch seine *Capabilities* voll nutzen kann, führt dies nach Sens Ansatz auch zu einem hohen Well-being.

Der Capability Approach ist trotz Kritik auf großen Anklang in der Welt der Wissenschaft gestoßen (vgl. ebd.: 11). Er wird beispielsweise bei der Erforschung von Armut, Ungleichheit und Gender angewandt. Dass Sen eine genaue Aufzählung von *Capabilities* für vermessen und deshalb nicht wünschenswert hält, macht den Capability Approach einerseits zu einer vagen und wenig konkreten Theorie, andererseits ist Sens Ruf nach Offenheit und einem *bottom-up*-Ansatz aus ethnologischer Sicht sehr zu begrüßen. Die Menschen selbst bestimmen zu lassen, welche *Capabilities* aus ihrer Sicht wichtig und erstrebenswert sind, verleiht der Theorie eine vielseitige Anwendbarkeit und je nach Kontext eine große Authentizität und Glaubwürdigkeit. Außerdem ist sie dadurch interkulturell anwendbar und auf viele Lebensbereiche übertragbar.

2.2.5 Zusammenfassung - Der Capability Approach als Quintessenz der anderen Theorien

In den vorangegangenen vier Unterkapiteln wurden unterschiedliche Artikel, Theorien und Studien zum *Well-being*-Konzept erläutert. Sie bezogen sich auf Lebensziele als Indikatoren für das subjektive Well-being eines Menschen, auf die Frage, ob ein hohes Einkommen auch für eine hohe Lebenszufriedenheit sorgt, auf die Einflussfaktoren Alter und Geschlecht auf das Well-being, und auf die Rolle der Nutzung von Fähigkeiten bzw. *Capabilities* und deren Zusammenhang mit Well-being. Die von Oishi vorgestellten Theorien rund um persönliche und gesellschaftliche Ziele sozusagen als *Messlatte* für Well-being erscheinen zwar plausibel, erfassen Well-being jedoch nicht als Ganzes und beziehen nicht alle potentiell involvierten Aspekte mit ein. Der Artikel von Oishi und Diener über den Einfluss von Geld auf die Lebenszufriedenheit eines Individuums wirft interessante Fragestellungen auf, mit denen sich sicherlich zahlreiche Menschen schon einmal beschäftigt haben, wie zum Beispiel die banale Frage: *Macht Geld glücklich?* Dabei kamen die Autoren zu dem Schluss, dass Geld bzw. Einkommen durchaus eine Rolle spielt, denn nur wer ausreichend Geld hat, kann seine Grundbedürfnisse befriedigen oder sich gar *selbstverwirklichen*. Doch die starke Fixierung auf materiellen Wohlstand ist für das subjektive Well-being eher kontraproduktiv, da sie von für das menschliche Wesen wichtigen Werten wie Liebe, Freundschaft oder Solidarität ablenken kann.

Die von Lucas und Gohm vorgestellten Studien, die sich mit den Einflussfaktoren Alter und Geschlecht auf das subjektive Well-being befassen, liefern ebenfalls spannende neue Einblicke, wirken jedoch insgesamt recht oberflächlich, pauschalisierend und nicht unbedingt wissenschaftlich tragbar. Sie scheinen kaum eindeutige Ergebnisse zu der Frage vorzulegen, wie Alter oder Geschlecht die Lebenszufriedenheit tatsächlich beeinflussen können.

Der Capability Approach von Amartya Sen wurde zwar häufig kritisiert und von verschiedenen ForscherInnen weiterentwickelt, ist jedoch bis heute ein populärer Ansatz in der Well-being-Forschung und auch in anderen Forschungsbereichen geblieben. Während die anderen eben erwähnten WissenschaftlerInnen nur auf einzelne Aspekte des Well-being-Konzeptes eingehen (wie beispielsweise die Faktoren Geld, Alter oder persönliche Ziele), ist Sens Theorie sehr weit gefasst und lässt sich auf die oben genannten, aber auch auf jegliche andere mögliche Faktoren übertragen (wie zum Beispiel kultureller und gesellschaftlicher Hintergrund oder soziale Schicht). Wegen dieser Offenheit wurde der Capability Approach kritisiert, doch ist sie gleichzeitig auch seine große Stärke. Sens Theorie besitzt einen ganzheitlichen Anspruch, ohne zu stereotypisieren, zu verallgemeinern oder sich auf einen bestimmten kulturellen Kontext zu begrenzen. Aus ethnologischer Sicht lässt sich sicherlich am besten mit dieser Theorie arbeiten, da sie – anders als zum Beispiel Lucas' und Gohms Theorien – aufgrund ihrer Offenheit und dem subjektiven Element ethnologisch tragbar und vielfältig anwendbar ist.

3. Die *Generation Y* – Die Generation ohne Platz in der Gesellschaft?

In der deutschsprachigen Presse begegnet einem seit einiger Zeit häufig das viel diskutierte Phänomen der *Generation Y*. Es erscheinen zahlreiche Artikel und Bücher mit kontroversen Deutungen des Begriffs. Mit der *Generation Y* ist meist die Generation der zwischen Ende der 1970er Jahre und Ende der 1990er Jahre Geborenen gemeint, man liest jedoch in unterschiedlichen Quellen auch häufig von unterschiedlich langen Zeiträumen. Der deutsche Soziologe Klaus Hurrelmann und der Journalist Erik Albrecht nennen in ihrem Buch „Die heimlichen Revolutionäre – Wie die Generation Y unsere Welt verändert“ einen kürzeren Zeitraum, also 1985 bis 2000 (vgl. Hurrelmann und Albrecht 2014: 14). Auch in der populären Onlineenzyklopädie Wikipedia hat die Generation Y bereits ihren eigenen Eintrag: Dort wird sich auf den weiter gefassten Zeitraum von 1980 bis 1999 bezogen (vgl. Wikipedia, 03.03.2016). Die Angehörigen der Generation Y sind folglich nach dieser Definition heutzutage, im Jahr 2016, zwischen 16 und 36 Jahren alt.

Zu der Bezeichnung *Generation Y* ist es einerseits gekommen, da die vorherige Generation im öffentlichen Diskurs mit der Bezeichnung *Generation X* versehen wurde, worauf dann logischerweise Y folgt, und andererseits, da der Buchstabe Y im Englischen *why* ausgesprochen wird, was auf Deutsch *warum* bedeutet (vgl. Hurrelmann und Albrecht 2014: 13 f.). Diese Bezeichnung wird von vielen Meinungsträgern als passend für die Generation erachtet, da ihr nachgesagt wird, charakteristischerweise viele Dinge zu hinterfragen, also oft die Frage nach dem *Warum?* bzw. nach dem Sinn zu stellen. Der Generation werden darüber hinaus verschiedene Eigenarten und Charakteristiken zugesprochen, die jedoch ebenfalls je nach Quelle teilweise variieren.

Das Konzept der Generation als Mittel der „Einteilung, Abgrenzung und Identifizierung, also der Klassifizierung“ (Weigel et. al. 2005: 7) ist in den letzten Jahren verstärkt gebräuchlich und populär geworden (vgl. ebd.: 7). Generationen werden im öffentlichen Diskurs mit Bezeichnungen versehen und ihnen werden ein bestimmter Habitus bzw. ein bestimmtes Freizeit- und Konsumverhalten zugesprochen, durch die sie sich als Gruppe identifizieren. Früher wurde der Begriff der Generation vielmehr im Kontext von Herkunft, Genealogie und Erbschaft verwendet. Auch die Etymologie des Begriffs bezieht sich hauptsächlich auf diese Bedeutung (*genesis/generatio* bedeutet *Zeugung/Schöpfung*; *genos/genus* be-

deutet *Gattung, Geschlecht*; vgl. ebd.: 7). Heute bezieht sich der Begriff in vielen Kontexten meist auf kulturell als homogen wahrgenommene Kollektive innerhalb einer Altersgruppe. Nach Hurrelmann und Albrecht umfasst die Zeitspanne einer Generation stets 15 Jahre (vgl. Hurrelmann und Albrecht 2014: 17), wie also im Falle der Generation Y die Geburtsjahre zwischen 1985 und 2000. Doch auch hierzu findet man in der Literatur verschiedene Definitionen und Betrachtungsweisen, wie auch an den unterschiedlichen Definitionen der Generation Y deutlich wird.

Zur Generation Y ist bisher noch keine umfangreiche Forschungsliteratur erschienen, da das Konzept erst innerhalb der letzten Jahre durch die Medien populär geworden ist. Zurzeit findet man vor allem zahlreiche Presseartikel zu dieser Thematik, sowie einige populärwissenschaftliche Sachbücher. Zu diesen zählt auch das oben genannte Werk von Hurrelmann und Albrecht, auf das ich mich im folgenden Unterkapitel beziehen werde. Die Autoren liefern eine ausführliche Charakterisierung der Generation Y, wie sie sie sehen, und stützen sich dabei auf diverse Studien und eigene Beobachtungen.

Außerdem werde ich in späteren Unterkapiteln auf einige Presseartikel eingehen, die unterschiedliche Interpretationen und Meinungen rund um das Thema der Generation Y widerspiegeln. Einige AutorInnen betrachten das Konzept der Generation Y als konstruierten Mythos und halten es für anmaßend, jede neue Generation in eine andere *Schublade* zu stecken, und damit tausenden von unterschiedlichen Menschen gemeinsame Eigenschaften und Charakteristiken aufzuktroyieren. Andere betrachten es als optimale Beschreibung der Lebensrealität junger Menschen heutzutage.

Generell ist zu betonen, dass das Konzept der Generation Y fast ausschließlich auf die westliche Gesellschaft übertragbar ist. In nicht-westlichen Staaten existieren völlig andere gesellschaftliche Probleme, die mit denen der westlichen Staaten oft nur schwer vergleichbar sind. Deshalb beziehe ich mich bei der Verwendung des *Generation-Y*-Begriffs stets auf junge Menschen in westlichen Gesellschaften, wie etwa der mitteleuropäischen oder nordamerikanischen, da ihnen ein ähnlicher Lebensstil zugeschrieben werden, und die Beschreibung daher nur für sie potentiell treffend sein kann. Außerdem soll hervorgehoben werden, dass ich zwar den *Generation-Y*-Begriff in den folgenden Kapiteln wie selbstverständlich verwende, da er mir als Arbeitsbegriff dient, doch dass ich mich, vor allem

dann letztendlich im Fazit, von dem Begriff durchaus auch distanzieren und ihn kritisch hinterfragen.

3.1 Die *Ypsiloner* - Revolutionäre Gesellschaftsveränderer?

Hurrelmann und Albrecht bezeichnen die Generation Y als eine *revolutionäre* Generation (vgl. Hurrelmann und Albrecht 2014: 7). Zwar geht die Mehrheit der Zugehörigen selten auf die Straße, um lautstark zu demonstrieren, und auch im öffentlichen Bild wirkt sie – zum Beispiel im Vergleich zu der *wilden* 68er Generation in den 1960er Jahren – eher angepasst und unauffällig. Hurrelmann und Albrecht prophezeien jedoch dessen ungeachtet, dass die Generation Y die Gesellschaft nachhaltig verändern, wenn nicht sogar revolutionieren wird. Sie hat, so die Autoren, bereits damit begonnen, und tut es auf eine kaum sichtbare, *heimliche* Weise.

Bei der Generation Y handelt es sich um eine zahlenmäßig sehr kleine Generation (vgl. ebd.: 201). Sie macht laut Hurrelmann und Albrecht nur 15 Prozent der Gesamtbevölkerung aus, während die Elterngeneration, die Generation der *Babyboomer*, die zahlenmäßig Größte von allen bisherigen Nachkriegsgenerationen darstellt. Dies ist einer der Gründe, warum es der Generation Y so schwer fällt, sich auf dem Arbeitsmarkt und im gesellschaftlichen Leben durchzusetzen, wie die Autoren es postulieren. Die Generation ist schlichtweg zu klein und zu schwach vertreten, um die Älteren in der Gesellschaft zur Gänze *ablösen* zu können.

Der Generation Y wird nachgesagt, dass sie die Erste seit dem Zweiten Weltkrieg ist, die mit einer wesentlich ungewisseren Zukunft aufwachsen muss als zum Beispiel die *Babyboomer*-Generation. Unbefristete Vollzeitstellen sind schwer zu finden, die Rente gilt nicht als gesichert. Aufgewachsen ist die Generation in einer von Terrorismus und (Finanz-)Krisen geprägten Zeit (vgl. ebd.: 8). Im öffentlichen Diskurs über die Generation Y liest man nicht selten, dass die jungen Menschen aus diesem Grund tief verunsichert seien, Angst vor der Zukunft hätten und es als äußerst schwierig empfänden, sich in dieser fast schon chaotischen Welt zu orientieren. Hurrelmann und Albrecht vermitteln jedoch ein eher optimistisches Bild und behaupten, dass die Generation Y sich mit diesen Unwäg-

barkeiten gut abgefunden hat und stets versucht, das Beste aus ihrer Situation herauszuholen (vgl. ebd.: 8).

Als „ganz besonders“ (ebd.: 14) kennzeichnende Merkmale der Generation Y führen Hurrelmann und Albrecht an, dass sie alteingefahrene Muster in Arbeitswelt, Familie, in Politik oder Freizeit stark hinterfragt und stets nach einem Sinn sucht. Außerdem ist sie sehr leistungsorientiert, lässt sich von den Unsicherheiten des Arbeitsmarktes nicht einschüchtern, und ist bewandert in der Nutzung des Internets (vgl. ebd.: 14).

Die Generation Y ist nicht nur mit Verunsicherungen aufgewachsen, die die Zukunft der Welt betreffen, sondern lebt auch bis heute mit einer großen Unsicherheit in Bezug auf ihr eigenes Leben. Dieses besteht aus unzähligen Möglichkeiten, die sich in jedem einzelnen Lebensbereich bemerkbar machen: Bei einfachen Konsumentscheidungen (*Welches Smartphone kaufe ich?, Welche Lebensmittel konsumiere ich?*), der Auswahl von Ausbildungen und Studiengängen, oder Familienmodellen (Single, Alleinerziehend, *Patchworkfamilie*) etc. (vgl. ebd.: 31). Diese machen das Leben zwar frei und vielfältig gestaltbar, doch sie machen es auch kompliziert, und stellen eine Person im Alltag immer wieder vor mitunter schwierige und folgenschwere Entscheidungen. Die Generation Y ist, anders als die vorherigen Generationen, damit jedoch aufgewachsen und kennt es kaum anders.

Da die berufliche Zukunft oft nicht mehr genau planbar ist, sind viele der Angehörigen der Generation Y oder *Ypsiloner*, wie Hurrelmann und Albrecht sie nennen (vgl. ebd.: 33), stets bemüht, in eine bestmögliche Ausbildung zu investieren. Viele Ypsiloner studieren, sammeln Auslandserfahrungen und absolvieren Praktika, um sich für den Arbeitsmarkt interessant zu machen (vgl. ebd.: 34). Hurrelmann und Albrecht sprechen vom „offen gewordenen Lebenslauf“ (ebd.: 35) und vom *Anything-goes*-Prinzip im Leben der Ypsiloner (vgl. ebd.: 34). Das bedeutet gleichzeitig, dass das Leben für sie schwer voraussehbar ist: Man weiß nicht genau, ob man den Berufseinstieg schaffen wird, ob man eine Familie gründen können und ein stabiles Leben in *sicheren Bahnen* führen wird, wie viele der Eltern es augenscheinlich getan haben. Hurrelmann und Albrecht formulieren es noch drastischer:

„Er [der Ypsiloner] muss mit der Ungewissheit umgehen können, ob er tatsächlich jemals erwachsen und damit vollwertiges Mitglied der Gesellschaft werden kann. Das ist wohl die intensivste Erfahrung der Generation Y: Sie wird im Unklaren gelassen, ob die Gesellschaft sie überhaupt braucht.“ (ebd.: 27)

Die Autoren zeichnen hier sicherlich ein leicht überzogenes Bild. Eine neue Generation wird demographisch gesehen stets *gebraucht*. Doch die Ungewissheiten im Leben der Generation Y sind durchaus real und viele junge Menschen müssen lernen, mit ihnen umzugehen.

Wenn Ypsiloner in der Arbeitswelt angekommen sind, legen viele einen größeren Wert darauf, dass ihnen die Arbeit Spaß macht und sie ihnen sinnvoll erscheint, als dass sie durch sie viel Geld verdienen und eine klassische Karriere verfolgen können (vgl. ebd.: 71). Viele arbeiten gern möglichst selbstbestimmt: Sie wünschen sich oder arbeiten bereits nach flexiblen Arbeitszeiten, reduzieren ihre Stundenanzahl oder arbeiten im *Home Office*. Vielen Angehörigen der Generation Y ist ihr Privatleben sehr wichtig, sie wollen es nicht von der Arbeit überschatten bzw. ihr Leben nur von der Arbeit bestimmen lassen. Gerade wenn sie selbst eine Familie gründen, möchten sie möglichst viel Zeit mit dieser verbringen können. Mittlerweile geht bereits ein Drittel der jungen Väter in Vaterschaftsurlaub, was bis vor einigen Jahren noch eher unüblich war (vgl. ebd.: 73).

Dem Familienleben gegenüber ist die Mehrheit der Generation Y positiv eingestellt: Viele wollen eine eigene Familie gründen und Kinder bekommen - Hurrelmann und Albrecht sprechen gar von 71 Prozent der Männer und 81 Prozent der Frauen (vgl. ebd.: 86). Die jungen Menschen sind meist auch wesentlich offener für heterogene Familienmodelle als vorherige Generationen. Homosexuelle Paare adoptieren Kinder, einige Mütter und Väter erziehen ihr Kind alleine, manche Paare heiraten und andere tun dies nicht, es entstehen *Patchworkfamilien*, und so weiter. Diese Diversität im Familienbereich ist bereits heute Realität und wird von den Ypsilonern so weitergeführt. Auf diese Weise werden konservative und starre Familienmuster aufgebrochen (vgl. ebd.: 87). Viele bekommen erst ungefähr im Alter von 30 Jahren das erste Kind, da sich dies vorher nicht mit dem Lebensstil und den Finanzen vereinbaren lässt. Die Mehrzahl der Ypsiloner ist tolerant und der Meinung, dass jeder Mensch das Recht besitzt, sein Leben so zu gestalten, wie es ihm gefällt und wie er es für richtig hält.

Die Sicht der Generation Y auf Beziehungen und Partnerschaften wird von Hurrelmann und Albrecht als realistisch beschrieben. Viele junge Leute haben mehrere unterschiedliche PartnerInnen, bevor sie heiraten oder ein Kind bekommen. Und selbst dann sind sich viele darüber im Klaren, dass heutzutage, wo Scheidungen keine Seltenheit mehr sind, zahlreiche Beziehungen und Ehen nicht bis ans Lebensende halten (vgl. ebd.: 89). Auch in diesem Bereich herrscht also wie-

derum oftmals eine große Offenheit und Flexibilität, was jedoch auch zu Unsicherheit und Unverbindlichkeit führen kann. *Single* zu sein ist innerhalb der Generation Y jedoch auch nicht ungewöhnlich und wird, zumindest unter Gleichaltrigen, weitgehend akzeptiert. Viele Ypsiloner trennen sich lieber von Partner oder Partnerin, wenn die Beziehung nicht mehr funktioniert, als sich mit der Situation abzufinden (vgl. ebd.: 89). Hurrelmann und Albrecht fassen das Beziehungsverhalten der Ypsiloner auf diese Weise zusammen: „Die Generation Y folgt ihren Gefühlen, ist sich aber auch bewusst, dass die sich ändern können“ (ebd.: 91).

Im Vergleich dazu sehr stabil ist hingegen das Verhältnis vieler Angehöriger der Generation Y zu ihren Eltern (vgl. ebd.: 97). Das bisher gängige Klischee des ständig mit den Eltern in Konflikt geratenden Teenagers und jungen Erwachsenen wird hier häufig nicht bestätigt. Viele Ypsiloner unterhalten, so Hurrelmann und Albrecht, eine sehr gute Beziehung zu ihren Eltern und werden von ihnen sowohl emotional als auch finanziell unterstützt. Dies liegt vor allem daran, dass Eltern heutzutage oftmals liberaler und offener sind als es zum Beispiel noch die Großelterngeneration der Ypsiloner war (vgl. ebd.: 98). Die Eltern pflegen nicht selten ein freundschaftliches Verhältnis zu ihren Kindern. Hurrelmann und Albrecht zitieren die Shell Jugendstudie, die ergab, dass 90 Prozent der befragten jungen Menschen „voll mit den Umgangsformen im Elternhaus einverstanden“ (ebd.: 97) sind, und dass sich 73 Prozent vorstellen können, ihre eigenen Kinder später einmal genauso zu erziehen, wie ihre Eltern sie erzogen haben. Allerdings sind die Jugendlichen aus unteren sozialen Schichten laut der Studie wesentlich weniger zufrieden mit ihren Eltern: Von ihnen geben nur 40 Prozent an, mit ihrem Elternhaus zufrieden zu sein (vgl. ebd.: 97).

Ein Vorwurf, der der Generation Y des Öfteren gemacht wird, ist der, dass sie unpolitisch sei (vgl. ebd.: 118). Obwohl manche Ypsiloner keine guten Berufschancen haben und daher ihre Zukunftsperspektiven eher schlecht sind, gehen sie kaum auf die Straße, um dagegen zu demonstrieren. Als eines der wenigen Beispiele von organisiertem Straßenprotest ist die *Occupy*-Bewegung zu nennen, die sich unter anderem gegen den Einfluss der Banken richtete, doch auch diese konnte sich langfristig nicht als Protestbewegung etablieren. Tatsächlich sind nur wenige Ypsiloner Mitglied in einer Partei oder Gewerkschaft; viele gehen nicht wählen (vgl. ebd.: 120). Trotzdem halten Hurrelmann und Albrecht die Generation Y nicht für unpolitisch. Sie scheint andere Wege zu finden, sich politisch zu

engagieren, oft sogar nur unbewusst. Als Beispiel nennen die Autoren die Studentin Simone, die zusammen mit anderen Studierenden ein E-Bike-Projekt in der Studentenstadt Aachen initiiert hat: Hundert Stationen mit mehreren, für jeden zugänglichen E-Bikes sollen in der Stadt entstehen (vgl. ebd.: 120 f.). Dadurch soll der Autoverkehr im Zentrum entlastet werden. Dies könnte durchaus als grünes, verkehrspolitisches Projekt gedeutet werden – Simone selber hält ihr Projekt jedoch nicht für politisch. Für sie handelt es sich lediglich um eine naheliegende Lösung für das Verkehrsproblem der Stadt Aachen.

Viele Angehörige der Generation identifizieren sich nicht mit der klassischen Parteienpolitik, engagieren sich jedoch gern in nützlichen kleinen oder auch größeren Projekten, die durchaus politisch verstanden werden können, und sei es *nur* die bewusste Ernährungs- oder Konsumweise. Viele sind der Meinung, dass die Welt heutzutage so komplex ist, dass man am besten im Kleinen anfängt, wenn man etwas verändern möchte. Dies muss dann auch nicht zwangsläufig an die Arbeit einer Partei gebunden sein.

Politische Plattformen zum Meinungsaustausch stellen für die Generation Y nicht die Parteien dar, sondern soziale Onlinemedien wie *Facebook*, *Twitter* oder *Youtube* (vgl. ebd.: 130). Die Ypsiloner sind *Digital Natives*, das heißt, sie sind mit dem Gebrauch des Internets aufgewachsen und verstehen sich auf dessen Nutzung. In den sozialen Online-Netzwerken existieren zahlreiche politische Gruppen, Foren, Seiten und Kanäle; *Twitter* oder die Kommentarfunktion auf *Facebook* ermöglichen eine öffentliche politische Diskussion im Netz. Ein bekanntes Beispiel ist etwa der *Hashtag* *#Aufschrei*, der auf *Twitter* als Symbol gegen Sexismus genutzt wurde und bis heute noch dafür genutzt wird. An derartigen Aktionen und Debatten nehmen viele junge Leute regelmäßig teil, oft vielleicht gar nicht bewusst mit einer politischen Intention. Politik wird in den Alltag integriert und einfach *gelebt*; sie wird nicht mehr als ein abgegrenztes, starres (Parteien-)System betrachtet, sondern wird durch Konsumverhalten, Internetnutzung oder konkrete Projekte in die Lebensrealität mit einbezogen. Hurrelmann und Albrecht bezeichnen die Ypsiloner als „Egotaktiker“ (ebd.: 139), die sich nicht dafür interessieren, „eine bessere Welt zu schaffen, sondern [sie] bemühen sich um ihr eigenes Leben“ (ebd.: 139). Doch dieses Engagement innerhalb der eigenen Lebenswelt kann auch einen Einfluss auf größere Zusammenhänge ausüben, wie zum Beispiel das Kaufen von Bioprodukten für die eigene

Gesundheit, was jedoch auch Auswirkungen auf die Lebensmittelindustrie im Ganzen hat.

Ähnlich wie der politische Bereich wird auch die Freizeit vieler Ypsiloner maßgeblich vom Internet bestimmt. Die Mehrheit besitzt ein Smartphone und einen Laptop oder Computer. Bei Hurrelmann und Albrecht ist die Rede von 90 Prozent der 12- bis 24-Jährigen, die einen eigenen Computer besitzen (vgl. ebd.: 147). Das Internet wird als Informationsquelle, Unterhaltungsmedium und zur Kommunikation genutzt. Durch diese Art der Internetnutzung unterscheidet sich die Generation Y fast am meisten von ihren Vorgängergenerationen: Diese sind in dem Bereich längst nicht so bewandert und nutzen das Internet auch meist für wesentlich weniger bzw. andere Zwecke als die Generation Y. Andere Medien wie Fernsehen, Radio oder Zeitung richten sich bereits nach dieser neuen Zielgruppe und entwickeln dementsprechende Online-Angebote (vgl. ebd.: 147). Die *klassischen* Medien werden von den Ypsilonern ansonsten nur noch wenig genutzt.

Die Freizeit ist für viele der einzige Raum, den sie frei gestalten und in dem sie völlig autonom sein können. Die Ausbildungszeit dauert bei nicht wenigen fast bis zum 30. Lebensjahr an. Wirklich unabhängig ist diese Gruppe bis dahin nicht, weshalb die Freizeit den einzigen Bereich darstellt, über dessen Nutzung sie wirklich frei bestimmen kann. Die Freizeit wird für viele zum „wahren Leben“ (ebd.: 149) und erhält einen hohen Stellenwert. Freunde spielen ebenfalls eine große Rolle, mit ihnen vernetzen sich „über 90 Prozent der jungen Leute“ (ebd.: 153) auf *Facebook*. Viele haben dort hunderte von *Freunden* in ihrer Liste – der reale Freundeskreis im *richtigen Leben* abseits des Internets ist jedoch meist ähnlich groß wie bei vorherigen Generationen.

Materieller Besitz ist vielen Ypsilonern nicht besonders wichtig oder nimmt zumindest keine übergeordnete Rolle in ihrem Leben ein. Er wird teilweise sogar als Belastung empfunden. Viele junge Menschen wollen kein eigenes Auto besitzen, einige besitzen gar keinen Führerschein (vgl. ebd.: 171). Viele setzen auf *Carsharing*-Angebote, die per App am Smartphone abrufbar sind. Der Zugang zu Konsumgütern wird durch das Internet geschaffen, ihr physischer Besitz scheint vielen daher unnötig. Vor allem Filme und Musik werden oft nicht mehr auf Datenträgern wie DVDs und CDs gekauft, sondern online genutzt. Deshalb sind die Statussymbole der Generation Y das Smartphone, das Tablet oder der Laptop, über die sie sich Zugang zu Konsumgütern verschafft (vgl. ebd.: 171). Dies kann man sicherlich als Paradigmenwechsel innerhalb des Konsum- und Freizeitver-

halten ganzer Gesellschaften deuten. Für kommende Generationen wird die Internetnutzung mindestens genauso selbstverständlich sein und viele Arten von Besitztümern dauerhaft ersetzen.

Folgt man Hurrelmann und Albrechts Charakterisierung der Generation Y, wird deutlich, dass sich durch sie tatsächlich in vielen Lebens- und Gesellschaftsbereichen einiges zu verändern scheint, was allerdings auch an den Bedingungen liegt, die die älteren Generationen für sie geschaffen haben. Die Generation Y hat für sich beschlossen, dass die Arbeitswelt nicht bleiben kann wie sie jetzt ist. Viele aus der Elterngeneration haben ein *Burn-out* oder einen Herzinfarkt erlitten. Deshalb wünscht sich die Generation Y „[f]lexible Arbeitszeiten, Vereinbarkeit von Familie und Beruf, Work-Life-Balance“ (ebd.: 176) für ihr eigenes Leben. Gleichzeitig lebt sie in „Ungewissheit über die Zukunft. Karriere, Partnerschaft und Familie sind immer schwerer zu planen“ (ebd.: 177).

Hurrelmann und Albrecht zeichnen trotzdem generell ein optimistisches Bild der Generation Y. Sie gestehen zwar ein, dass sie mit vielen Unwägbarkeiten zu kämpfen hat, diese jedoch größtenteils souverän meistert, sich bereits an den Zustand von Unsicherheit gewöhnt und gelernt hat, damit bestmöglich umzugehen. Die Autoren bezeichnen die Generation wie oben bereits erwähnt gar als eine *revolutionäre* Generation, da sie für einen gesellschaftlichen Umbruch sorgen wird (vgl. ebd.: 201). Die Generation Y wird die Gesellschaft an die Herausforderungen der Zukunft anpassen, glauben die Autoren. Hurrelmann und Albrecht bringen diese Ansicht folgendermaßen auf den Punkt:

„Die Generation Y wird neu definieren, was es bedeutet, ‚gut zu leben‘. Dabei zählt nicht immer mehr Wohlstand, sondern eine Kombination aus materiellem Wohlstand, Zeit für Freunde und Familie, Bildung, guten Arbeitsbedingungen und ökologisch intakter Umwelt. Die Werte des Zusammenlebens, des Genusses von Freizeit und Lebensqualität, der Gesundheit und nicht zuletzt der Mitwirkung im politischen und kulturellen Bereich werden immer wichtiger. Auch die Kunst, sich nicht von Anforderungen überrollen zu lassen und Stress auszuweichen.“ (ebd.: 240)

Hurrelmann und Albrechts Charakterisierung der Generation Y scheint hinsichtlich einiger Belange nicht unrealistisch zu sein. Allerdings wird auch deutlich, dass es sich vielmehr um eine Charakterisierung höherer sozialer Schichten, d.h. der Mittelschicht und gehobenen Mittelschicht handelt, als um eine Beschreibung der vollständigen Generation. Viele Aspekte treffen vielmehr auf die Kinder wohlhabender (Akademiker-)Eltern oder auf Studierende zu, als auf die Kinder unterer sozialer Schichten. Dies gestehen Hurrelmann und Albrecht auch selbst

ein. Zu Beginn des Buches unterteilen sie die Generation Y in verschiedene soziale Unterkategorien: Die „Leistungselite“ der „selbstbewussten Macherinnen und Macher“ (ebd.: 39), die „pragmatischen Idealistinnen und Idealisten“ (ebd.: 39), die „zögerlichen, skeptischen, resignierten und unauffälligen Jugendlichen“ (ebd.: 40) und die „robusten Materialisten“ (ebd.: 40). Die letzten beiden Gruppen sind sozial tendenziell schwach und in Schule und Ausbildung eher erfolglos. Sie zählen zwar, geht man nach ihren Geburtsjahren, zur selben Generation wie die anderen Gruppen, doch die Charakterisierung der Generation Y, wie Hurrelmann und Albrecht sie beschreiben, trifft ansonsten kaum auf sie zu. Folglich scheint es sich beim Generation-Y-Konzept, wie es in dem Buch vorgestellt wird, fast schon um ein elitäres zu handeln, das nur auf privilegiertere Schichten zutrifft. Hurrelmann und Albrecht behaupten allerdings, dass letztere tatsächlich den Großteil der Generation Y ausmachen, doch wie genau sie dies begründen und belegen, wird nicht ersichtlich.

Auch arbeiten Hurrelmann und Albrecht teilweise mit Pauschalisierungen und Stereotypen. Dies ist allerdings bei dem Versuch, eine ganze Generation zu charakterisieren, kaum vermeidbar. Trotzdem muss im Kopf behalten werden, dass nicht alle erwähnten Aspekte auf jeden zutreffen, und dass man nicht tausende unterschiedliche Menschen sprichwörtlich *über einen Kamm scheren* kann. Auch äußern sich die Autoren bezüglich einiger Aspekte wesentlich optimistischer als einige ihrer KollegInnen. In den nächsten Unterkapiteln werde ich deshalb auf noch andere Meinungen zum *Generation-Y-Konzept* eingehen, die teilweise ein ganz anderes Bild transportieren.

3.2 *Generation Beziehungsunfähig* und *Generation Maybe* - Die Ypsiloner als ewige Kinder ohne Verantwortungsbewusstsein

In der Presse, vor allem in den Onlinemedien, begegnen einem aktuell zahlreiche Artikel über die Generation Y, die zum Teil völlig unterschiedliche Charakterisierungen vermitteln. Oftmals wird die Generation Y auch mit anderen Bezeichnungen versehen, wie zum Beispiel *Generation Maybe*, *Generation Beziehungsunfähig*, *Millennials* oder *Digital Natives*.

Der Begriff der *Generation Beziehungsunfähig* wurde vom deutschen Blogger und Kolumnist Michael Nast geprägt. Nast wurde im Jahr 1975 geboren, ist also

laut den gängigen Definitionen der Generation Y kein Angehöriger derselben. Er selbst zählt sich zur *Generation Beziehungsunfähig*, deren Beschreibung jedoch ähnlich anmutet wie Hurrelmanns und Albrechts Charakterisierung der Generation Y.

Nast schrieb zum ersten Mal in einem Artikel für die *Berliner Zeitung* über die *Generation Beziehungsunfähig*. Vor kurzem veröffentlichte er ein Sachbuch über das von ihm beschriebene Phänomen („Generation Beziehungsunfähig“, 2016). Nast ist der Ansicht, dass viele der momentan um die 30-Jährigen sich an völlig anderen Punkten in ihrem Leben befinden, als es bei den meisten Angehörigen ihrer Elterngeneration in diesem Alter der Fall war (vgl. Nast 2015). Während diese im Alter von 30 oft schon über mehrere Kinder, ein Haus, ein Auto und einen festen Arbeitsplatz verfügten, sind viele 30-jährige heutzutage (noch) kinderlos und leben alleine oder in Wohngemeinschaften – so die Beobachtungen von Nast. Die Studiums- und Ausbildungszeit dauert bei vielen sehr lange, viele gehen ins Ausland und absolvieren Praktika, und sind dadurch völlig auf sich selbst und ihre eigene Karriere fixiert. Zu der Bezeichnung *Generation Beziehungsunfähig* kommt Nast, indem er diagnostiziert, dass viele Menschen in dieser Lebensphase so sehr mit sich selbst beschäftigt und auf ihr eigenes Leben konzentriert sind, dass sie es nicht schaffen, dauerhafte, stabile Beziehungen zu führen, weshalb sie letztendlich auch nur schwer eine eigene Familie gründen können (vgl. Nast 2015). Jeder ist auf die Optimierung seines eigenen Lebens bedacht und wünscht sich deshalb auch den *idealen Partner* oder die *ideale Partnerin*, was jedoch oftmals nur eine unrealistische Wunschvorstellung bleibt. Sich charakterlich miteinander weiterzuentwickeln und an einer Beziehung ernsthaft zu arbeiten, können sich viele nicht vorstellen und beenden diese stattdessen lieber.

Worin Nasts Beobachtungen nicht mit denen von Hurrelmann und Albrecht übereinstimmen, ist die Behauptung der Autoren, dass die Generation Y großen Wert auf ihr Privatleben legt und dieses pflegt. Nast proklamiert, dass dies zumindest in Bezug auf Beziehungen nicht der Wahrheit entspricht, sondern dass vielen die Selbstverwirklichung durch Arbeit und Ausbildung wichtiger ist. Nast sieht sich als Sprecher der *Generation Beziehungsunfähig*, obwohl er selbst mittlerweile über 40 Jahre alt ist. Der von ihm beschriebene Lebensstil scheint jedoch trotzdem gut in das von Hurrelmann und Albrecht beschriebene Bild der Generation Y hineinzupassen: Viele tun sich schwer damit, *erwachsen* im tradi-

tionellen Sinn zu werden. Sie führen ein völlig anderes, unverbindlicheres Leben als ihre Elterngeneration in dem Alter. „Vierzig [ist] das neue Dreißig“ (ebd.), schreibt Nast.

Eine sehr detaillierte Analyse seiner Generation liefert auch der österreichische Journalist und Autor Oliver Jeges, Jahrgang 1982. Im Titel seines 2012 auf der Webseite der *Welt* erschienenen Artikels verwendet er für seine Generation die Bezeichnung *Generation Maybe* („Generation Maybe hat sich im Entweder-oder verrannt“, 2012). Mittlerweile hat Jeges, genau wie Nast, ein Buch herausgebracht, in dem er sich dieser Thematik widmet (*Generation Maybe*, 2016). Zu der Generation zählt er alle zwischen 1980 und 1990 Geborenen (vgl. Jeges 2012). Seine Analyse fällt in großen Teilen, genau wie bei Nast, recht ähnlich aus wie die von Hurrelmann und Albrecht.

Das größte Problem seiner Generation, so Jeges, ist die Unentschlossenheit. Ihr stehen so viele Möglichkeiten offen, dass es ihr ausgesprochen schwer fällt, sich endgültig für einen Lebensweg zu entscheiden. In Anlehnung an Robert Musils Roman *Der Mann ohne Eigenschaften* spricht Jeges deshalb gar von der „Generation ohne Eigenschaften“ (ebd.). Sie lässt sich alle Möglichkeiten weitgehend offen und bleibt daher gesichtslos und *ohne Biss*. Jeges gesteht zwar genau wie Hurrelmann, Albrecht und Nast ein, dass die Generation zu großen Teilen sehr gut ausgebildet ist, doch wissen viele ihrer Angehörigen nicht, was sie mit dieser guten Ausbildung anfangen und wie sie ihr Leben konkret gestalten sollen. Sie sind überfordert von den vielen Möglichkeiten (vgl. ebd.).

Die *Generation Maybe*, was übersetzt *Generation Vielleicht* oder auch sinngemäß *Generation Unentschlossen* bedeutet, ist stark individualistisch geprägt, jeder scheint hauptsächlich mit sich selbst beschäftigt zu sein, was auch Nast bereits feststellte. Die Generation scheint keine gemeinsame Idee oder Vision zu vereinen, so wie einst die der *68er*. Jeges bezeichnet die Angehörigen seiner Generation als *Hedonisten* und *Verantwortungsverweigerer* (ebd.).

„Wogegen lehnen wir uns auf? Gegen Traditionen, gegen Progressivität, gegen einen Werteverfall? Oder wollen wir alles zugleich? Den perfekten Körper und trotzdem Genussmensch bleiben. Eine eigene Familie, aber die Freiheit des Single-Daseins. Ökologisches Bewusstsein, aber trotzdem einen fetten SUV. Einen sicheren Job, aber keine 40-Stunden-Woche. Wir sind unsicher. Und wir haben Angst. Wir treten auf der Stelle und werfen uns in eine selbst verschuldete Unmündigkeit. Nicht mehr so sehr der Wille zur Entfaltung ist größer, sondern der zur Festanstellung.“ (ebd.)

Jeges betont die Widersprüche, in die sich seine Generation seiner Ansicht nach verstrickt, und ihren Unwillen, sich festzulegen und Verantwortung zu übernehmen. Im letzten Satz des Zitats deutet er an, dass manche sich allmählich wiederum nach dem sicheren Leben der Elterngeneration zurücksehnen, sich lieber in einer sicheren Festanstellung wännen wollen, als in einer Art von Selbstentfaltung, bei der man sich mitunter nur im Kreis dreht. Außerdem beklagt Jeges, dass die Generation noch zu stark von den eigenen Eltern abhängig sei, vor allem finanziell. Jeges verurteilt die *Entweder-oder*-Mentalität vieler Altersgenossen und hält diese für verhängnisvoll (vgl. ebd.). Aus diesem Grund ruft er zu mehr Entscheidungsfreudigkeit und Verantwortungsbereitschaft auf.

3.3 Die Generation Y – Die unglückliche Generation?

Den Begriff *Generation Y* liest man in der Presse nicht selten in einem Satz mit dem Wort *Glück*. Es werden Fragen gestellt wie *Ist die Generation Y unglücklich?* oder *Was macht die Generation Y glücklich?*. Ein interessanter Artikel, der sich mit diesen Fragen beschäftigt, ist ebenfalls in der Onlineausgabe der *Welt* erschienen. Der Autor Tim Urban stellt die These auf, dass die Generation Y generell unglücklich ist – daher auch der Titel: „Warum die Generation Y so unglücklich ist“. Urban zählt zur Generation Y diejenigen, die zwischen dem Ende der 1970er Jahre und dem Anfang der 1990er Jahre geboren wurden (vgl. Urban 2014). Eine spezielle Untergruppe der Generation Y führt, so Urban, ein sogenanntes *Yuppie*-Dasein. *Yuppies* werden von der deutschsprachigen Wikipedia als „junge Erwachsene der städtischen oberen Mittelschicht oder auch junge Karrierebewusste, großstädtische Menschen“ (Wikipedia 08.03.2016) definiert, die oft hochqualifiziert sind. Diese Untergruppierung der Generation Y wird in den USA auch als *GYPSYs* bezeichnet, was für „GenY Protagonists & Special Yuppies“ (Urban 2014) steht. Diese Untergruppe scheint in etwa der Charakterisierung zu entsprechen, die Hurrelmann und Albrecht in ihrem Sachbuch auf die *ganze* Generation Y übertragen haben.

Urban unterstellt in seinem Artikel, dass viele der *GYPSYs* mit ihrem Leben unzufrieden seien. Die Gründe hierfür sind seiner Meinung nach vielschichtig. Die Großelterngeneration der Generation Y hat oft noch den Zweiten Weltkrieg miterlebt und hat deshalb in ihrer Jugend ein entbehrungsreiches und hartes Leben

kennengelernt. Die Kinder dieser Generation, die größtenteils zur zahlenmäßig starken Generation der *Babyboomer* zählen und die Elterngeneration der Generation Y ist, hatten deshalb, beeinflusst durch ihre Eltern, an ihr eigenes Leben keine allzu großen Erwartungen, so Urban (ebd.). Doch durch den wirtschaftlichen Aufschwung nach dem Zweiten Weltkrieg wurden diese schlechten Erwartungen nicht erfüllt, sondern im positiven Sinne weit übertroffen: Viele der *Babyboomer* studierten oder absolvierten solide Ausbildungen, und fanden anschließend mit Leichtigkeit bezahlte, sichere Anstellungen, die sie zum Teil ihr Leben lang behielten. Dadurch wurde diese Generation sehr wohlhabend und führte ein gesichertes, angenehmes Leben. Da die Erwartungen der Generation an ihr Leben weit übertroffen wurden, vermittelten viele aus dieser Generation eine unrealistisch hohe Erwartungshaltung an ihre Kinder weiter. Sie machten sie glauben, sie seien etwas ganz Besonderes, und könnten alles erreichen, was sie wollen, einschließlich finanziellen Wohlstands und Sicherheit (vgl. ebd.). Die Generation Y startete also mit völlig übersteigerten Erwartungen in ihr Leben. Nun seien, laut Urban, viele Ypsiloner unglücklich, da die Erwartungen völlig im Widerspruch zur Realität lägen. Die meisten sind bisher weder besonders wohlhabend (durch eigene Verdienste), noch haben sie bereits ihren Wunscharbeitsplatz gefunden.

Urban definiert in seinem Artikel *Glück* auf stark vereinfachte Weise: „Wenn es besser kommt, als man erwartet hat, ist man glücklich. Wenn es schlechter kommt als erwartet, ist man unglücklich“ (ebd.). Da Letzteres bei den *GYPSYS* der Fall ist, sind sie nach Urbans Auffassung größtenteils unglücklich. Sie überschätzten sich oftmals selbst, da sie von den Eltern ein falsches, unrealistisches Bild vermittelt bekommen haben.

Hinzu kommt außerdem, so Urban, das Problem der sozialen Netzwerke. Auf *Facebook* und anderen Seiten stellt jeder sein Leben als so schön und perfekt wie möglich dar, schlechtes wird meist komplett ausgeblendet (vgl. ebd.). Dadurch haben viele Ypsiloner das Gefühl, allen anderen erginge es besser als ihnen selbst. Sie vergleichen sich ständig mit anderen und glauben, in den meisten Lebensbereichen deutlich schlechter abzuschneiden als ihre Altersgenossen. Dass es denen womöglich genauso ergeht wie ihnen, realisieren viele nicht.

Urban rät der Generation Y daher, Ehrgeiz zu entwickeln und für die eigene Karriere zu arbeiten, sodass der Traum von Wohlstand und Sicherheit vielleicht doch eines Tages erfüllt werden kann. Die Generation sei noch jung genug, um dieses

Ziel heute schon erreichen zu können. Gleichzeitig rät Urban, sich nicht selbst zu überschätzen und sich einzugestehen, dass man vielleicht doch nichts *Besonderes* ist, wie die Eltern es einem vermittelt haben. Denn nur, wer realistische Erwartungen hat, kann glücklich werden, so Urban (vgl. ebd.). Außerdem ruft er dazu auf, der Selbstdarstellung anderer in sozialen Netzwerken nicht mehr so viel Beachtung zu schenken. Es handelt sich meist um Inszenierungen, die mit der Realität nicht viel gemein haben.

Die deutsche *Zeit*-Journalistin Kerstin Bund, selbst Jahrgang 1982, beschäftigt sich ebenfalls mit der Generation Y und dem Thema Glück. Sie geht jedoch nicht davon aus, dass die Generation Y grundsätzlich unglücklich ist, sondern analysiert vielmehr die Frage, was es braucht, um die Generation Y glücklich zu machen. Sie hat zu dem Thema bereits ein Buch mit dem Titel „Glück schlägt Geld. Generation Y: Was wir wirklich wollen“ veröffentlicht, sowie einen Artikel auf *Zeit Online*.

Bund definiert wie Hurrelmann und Albrecht die Generation Y als die Jahrgänge der zwischen 1980 und 1995 Geborenen (vgl. Bund 2014). Die Generation wird, so Bund, oft mit dem Vorurteil in Verbindung gebracht, sie sei faul und möchte nicht arbeiten, sie bestünde aus von den Eltern verwöhnten *Freizeitoptimierern* (ebd.), die nach der Arbeit nur möglichst schnell nach Hause wollen. Bund hält diese Vorurteile für nicht der Wahrheit entsprechend. Sie schreibt, dass die Generation Y durchaus arbeiten will, nur auf andere Art und Weise als ihre Vorgängergenerationen - und zwar „im Einklang mit ihren Bedürfnissen“ (ebd.). Die Generation Y wünscht sich einen Sinn hinter ihrer Arbeit, eine Arbeit, die Spaß macht und fordert. Die Generation Y will sich durch die Arbeit selbst verwirklichen. Bund bezeichnet dies, ähnlich wie Hurrelmann und Albrecht, als großen Umbruch in der Arbeitswelt. Die Generation Y sehnt sich nach flexiblen Arbeitszeiten, manche möchten von Zuhause aus arbeiten. Dabei ist die Bezahlung zwar wichtig, doch zweitrangig, denn Sinn und Spaß stehen an erster Stelle. Laut Bund gilt hier das Motto: „Glück statt Geld“ (ebd.), was auch zum Titel ihres Buches geworden ist. Mit klassischen Statussymbolen kann die Generation Y wenig anfangen. „Selbstbestimmung ist das Statussymbol meiner Generation“, schreibt Bund (ebd.). Sie glaubt, dass die Arbeitswelt von derartigen Bestrebungen nur profitieren kann, denn wem seine Arbeit Spaß macht, der arbeitet besser und effektiver. Gute und motivierte Fachkräfte werden in vielen europäischen Ländern dringend gebraucht, so Bund.

Die Generation Y will nicht an Ort und Zeit gebunden sein, was die Arbeit betrifft. Dank Internet ist dies heutzutage oft nicht unbedingt notwendig. Manche Unternehmen reagieren bereits darauf und richten sich nach diesen Bedürfnissen, denn auch sie bemerken, dass Angestellte oft bessere Arbeit leisten, wenn sie diese so gestalten können, wie sie es möchten.

„Elternzeit, Sabbaticals, flexible Arbeitszeiten, Homeoffice: Wir sind anspruchsvolle Beschäftigte, die alles möchten und am liebsten alles auf einmal: Beruf plus Freude plus Sinn. Karriere und Familie – und zwar für beide Partner.“ (ebd.)

Diese Beobachtung sieht Bund nicht negativ – ganz anders als Oliver Jeges, der genau diese Mentalität des *Alles-auf-einmal-Wollens* verurteilt und als Problem bezeichnet. Bund sieht sie viel mehr als Bereicherung und sieht die Chance, auf diese Weise ein lebenswerteres Leben führen zu können als die zum Teil überarbeiteten Eltern.

Bund sieht die Generation Y durchaus in der Position, Forderungen an den Arbeitgeber stellen zu können, da viele Angehörige der Generation sehr gut ausgebildet sind und deshalb auch dem Arbeitgeber selbst etwas bieten können (vgl. ebd.). Bund meint, dass sich die Generation Y an das Gefühl von Krise und Unsicherheit gewöhnt und daran angepasst hat. Sie ist in dieser Hinsicht ähnlich optimistisch wie Hurrelmann und Albrecht. Die Unverbindlichkeit, die damit zum Teil einhergeht, bewertet sie nicht negativ. Sie hält all dies für eine Form der Selbstoptimierung, die viele Chancen bietet.

Gleichzeitig sieht Bund jedoch auch, dass es sich bei der von ihr beschriebenen Generation Y eher um die „behütet und relativ begütet“ (ebd.) aufgewachsenen jungen Menschen handelt. Ein Viertel der Generation verfüge, so Bund, über einen Hochschulabschluss oder eine gute Berufsausbildung. Doch dieses Viertel sei für die Generation Y prägend und daher namensgebend. Wenn diese Minderheit sich für bessere Arbeitsbedingungen einsetze, profitierten letztendlich auch die *sozial schwächeren* davon. Bund spricht von einem Umbruch ähnlich wie Hurrelmann und Albrecht, doch auch sie hält diesen nicht für eine „laute Revolution“ (ebd.), sondern vielmehr für einen schleichenden Wandel, der schließlich große Wellen schlagen wird. Bunds Bild der Generation Y ist also wesentlich optimistischer als das ihrer journalistischen Kollegen. Sie zeichnet vielmehr eine *glorreiche* Zukunftsvision.

Bund und Urban definieren das Glück bzw. ein glückliches Leben für die Generation Y folglich auf recht unterschiedliche Weise. Beide sehen seine Wurzel in der

Arbeitswelt gelegen. Während sich Urban für die Generation Y jedoch gesicherte Arbeitsplätze mit einem guten Einkommen wünscht, begrüßt Bund vielmehr den flexiblen Aspekt des modernen Arbeitslebens. Für sie liegt das Glück eben in dieser Flexibilität und Offenheit, und nicht in einem hohen Einkommen oder einer *klassischen* Karriere. Letztendlich wird es vermutlich von Ypsiloner zu Ypsiloner völlig unterschiedlich sein, ob er oder sie eher Sicherheit oder Flexibilität am Arbeitsplatz für sich selbst bevorzugt.

3.4 Die Generation Y – Ein Mythos?

Nicht von jedem Publizisten wird die Idee der Generation Y kritiklos angenommen. Einige zweifeln völlig an der Existenz der Generation bzw. ihrer Charakteristiken, wie sie von vielen beschrieben werden, und halten das Konzept fast schon für einen *Marketing-Gag*.

In einem Interview auf *Zeit Online* bezeichnet der deutsche Soziologe Marcel Schütz die Generation Y als „Mythos“ (Schütz 2016). Schütz wurde im Jahr 1984 geboren, wäre also, nach den gängigen Definitionen, selbst ein Angehöriger der Generation Y. Doch er hält diese sowie Generationsbeschreibungen generell für nicht tragbar, da sie meist auf beliebigen, subjektiven Beobachtungen basierten und oft sogar widersprüchlich seien. Als Beispiel hierfür nennt Schütz, dass die Ypsiloner gleichzeitig als individualistisch oder sogar egoistisch, jedoch teilweise auch als „nachdenkliche Kümmerer“ (ebd.) beschrieben werden.

Schütz behauptet, dass viele aus der vermeintlichen Generation Y gern eine ganz klassische Karriere absolvieren würden – anders als das gängige Klischee über die Generation es suggeriert. Natürlich gäbe es auch junge Menschen, die dies ablehnten, doch die habe es, so Schütz, schon immer gegeben (vgl. ebd.). Auch er betont, dass mit der Bezeichnung Generation Y oft nur die gut situierten und gut ausgebildeten jungen Leute gemeint sind. Auf alle anderen trifft die Umschreibung kaum zu. Deshalb hält Schütz es für wichtig, innerhalb der Generation zwischen verschiedenen sozialen Gruppen zu differenzieren, und nicht alle auf gleiche Weise zu stereotypisieren. Schütz hält den Begriff der Generation Y wissenschaftlich betrachtet für obsolet und nicht tragbar – für die gesellschaftliche Debatte über die Thematik hält er ihn allerdings durchaus für sinnvoll.

Schütz bringt einen hilfreichen Impuls in die Debatte über die Generation Y ein, indem er sie hinterfragt und gar als Mythos bezeichnet. Allerdings arbeitet auch Schütz wiederum mit bestimmten Zuschreibungen und hält die Generationskonzepte auch dem gesellschaftlichen Diskurs zuträglich. Insofern verabschiedet auch er sich letztendlich nicht gänzlich vom Konzept der Generation Y, obwohl er es gleichzeitig scharf kritisiert.

Auch in einem weiteren Artikel auf *Zeit Online* wird die These aufgestellt, dass die Generation Y, so wie sie üblicherweise beschrieben wird, gar nicht existiere (vgl. Novotny et. al. 2016). Bezogen wird sich dabei auf die *Zeit-Vermächtnis-Studie*, bei der mehr als 3000 Deutschen über einhundert Fragen zu verschiedenen Lebensbereichen gestellt wurden. Das Ergebnis der Studie macht deutlich, dass innerhalb der deutschen Bevölkerung weniger nach Alter als vielmehr nach sozialer Schicht differenziert werden sollte (vgl. ebd.). Innerhalb der oberen Schichten ähneln sich viele Ansichten zu diversen Themen, die bei der Studie abgefragt wurden, bei Jung und Alt auf markante Weise. Bei den unteren Schichten verhält es sich ebenso. Gemeint sind soziale Schichten hier im Sinne von Bildungsschichten: Die oberen formieren sozusagen die *Bildungselite*, während die unteren eine vergleichsweise schlechte Bildung genossen haben. Beispielsweise gaben nur 47 Prozent der *bildungsarmen* Schicht an, dass es ihnen wichtig sei, „über aktuelle Entwicklungen in Politik und Kultur informiert zu sein“ (ebd.), während in der höchsten Bildungsschicht, also Personen mit einem Universitätsabschluss, 82 Prozent dies angaben (vgl. ebd.). Außerdem gaben in der *bildungsarmen* Schicht 69 Prozent der Befragten an, sie seien der Meinung, dass sich in Zukunft alle Menschen nach festen Arbeitszeiten richten sollten, während in der hohen Bildungsschicht nur 31 Prozent dieser Ansicht waren. Nur die *Bildungselite* wünscht sich die flexiblen Arbeitszeiten, von denen bisher im Zusammenhang mit der Generation Y so häufig die Rede war. Die *Zeit*-Journalisten schlussfolgern also:

„Menschen, die besser gebildet sind, mehr verdienen und einen bunten Freundeskreis haben, können ihre Vorstellungen leben. Egal ob sie alt oder jung sind. Das bedeutet, dass die Gräben nicht zwischen Jungen und Alten verlaufen, sondern zwischen sozialen Klassen. Sie spalten die Jugend. In Welten, die so wenig miteinander zu tun haben, dass die Jungen nicht mehr stark genug für ein gemeinsames Ziel sind.“ (ebd.)

Hier scheint sich also zu bestätigen, was auch bereits in den Artikeln der *Generation-Y-Befürworter* angeklungen ist: Bei der gängigen Beschreibung der Generation Y handelt es sich lediglich um eine Beschreibung der oberen Bildungsschicht

innerhalb der Generation. Diese ist zwar zahlenmäßig gut aufgestellt, da zahlreiche junge Menschen heutzutage ein Studium abschließen. Trotzdem sollte nicht vergessen werden, dass die untere Bildungsschicht nicht oder kaum in das beschriebene Bild der Generation Y hineinpasst.

3.5 Die Generation Y – Realistischer Gesellschaftsentwurf oder absurde Kategorisierung?

In den vorangegangenen Unterkapiteln hat sich gezeigt, dass aktuell viele verschiedene Ansichten rund um das Generation-Y-Konzept durch die deutschsprachige Medienlandschaft kursieren. Einige AutorInnen halten das Konzept für auf vorzügliche Weise passend zur Generation der heute 16- bis 38-Jährigen, wie zum Beispiel Hurrelmann und Albrecht oder auch Kerstin Bund. Andere, wie Marcel Schütz, lehnen die Idee vollkommen ab, halten sie für zu stark pauschalisierend und nicht der Lebensrealität entsprechend.

Der Einwand, beim Konzept der Generation Y handele es sich lediglich um eine Charakterisierung der Bildungselite dieser Generation, scheint kaum von der Hand zu weisen zu sein. Das Bild, das von Hurrelmann und Albrecht in ihrem Sachbuch von der Generation gezeichnet wird, berücksichtigt diese Tatsache zu wenig. Die Autoren gehen schlichtweg davon aus, dass ihre Charakterisierung auf den Großteil der jungen Menschen zutrifft. Dabei neigen sie zu starken Verallgemeinerungen und hinterfragen ihr eigenes, fast schon leicht *naïves* Konzept kaum.

Auffallend ist außerdem, dass die einzigen der genannten AutorInnen, die der Generation Y positiv und optimistisch gegenüber stehen, Hurrelmann, Albrecht und Bund sind. Sie glauben, dass die Generation Y die Welt zum Guten verändern wird. Nast, Jeges und Urban, die selbst, laut ihren Geburtsjahren, sogenannte Ypsiloner sind, sehen ihre eigene Generation eher pessimistisch und glauben, dass viele Ypsiloner unzufrieden mit ihren Lebensumständen sind. Dadurch entsteht der Eindruck, dass die Generation von einem negativen Selbstbild geprägt ist, während Außenstehende, wie etwa der 1944 geborene Klaus Hurrelmann, die Generation in positivem Licht sehen und davon ausgehen, dass

die Generation sich selbst mit ihrem Lebensstil gut arrangiert hat. Nast, Jeges und Urban würden dies wohl vehement verneinen.

Auch Marcel Schütz, Jahrgang 1984, ist bezüglich der Idee der Generation Y äußerst kritisch eingestellt – er zweifelt gar ihre Existenz an. Um dieses von mir so gedeutete Stimmungsbild zu überprüfen, wäre allerdings eine umfangreichere Analyse der öffentlichen Debatte zur Generation Y notwendig. Dies war für mich der Anlass, eine eigene qualitative Studie in Form von Interviews mit Angehörigen der vermeintlichen Generation Y durchzuführen, die ich im folgenden Kapitel genauer vorstellen werde.

4. Qualität statt Quantität - Meine empirische Studie zur Generation Y

Nachdem im ersten und zweiten Kapitel dieser Arbeit verschiedene Thesen und Theorien sowohl zur Well-being Anthropology als auch zum Phänomen der Generation Y erläutert wurden, soll in diesem Kapitel die Analyse der von mir diesbezüglich durchgeführten empirischen Forschung erfolgen. Es wurden von mir drei qualitative, leitfadengestützte Interviews mit, laut den gängigen Definitionen, Angehörigen der Generation Y durchgeführt. Bei der Auswahl der Interviewpartner habe ich mich an der am weitesten gefassten Definition der Generation Y orientiert, also den Geburtsjahrgängen 1978 bis 1998, um möglichst unterschiedliche Altersgruppen innerhalb der Generation zu inkludieren.

Die in den vorherigen Kapiteln vorgestellten Theorien zu Well-being und der Generation Y, wie zum Beispiel die von Lucas und Gohm, Diener und Oishi und zum Teil auch die von Hurrelmann und Albrecht, basieren hauptsächlich auf den Ergebnissen von quantitativen, groß angelegten Studien. Meist wurden bis zu mehrere tausend Menschen befragt, was die Ergebnisse quantitativ betrachtet zwar *repräsentativ* macht, in ethnologischer Betrachtungsweise lässt die *Qualität* der Ergebnisse jedoch zu wünschen übrig. Bei Begriffen wie Well-being oder auch Generation Y handelt es sich um subjektive, emotional aufgeladene Zuschreibungen, denen die Erforschung mittels vorgefertigter, standardisierter Fragebögen kaum gerecht wird. In Bezug auf meine Masterarbeit war es mir deshalb ein Anliegen, ausführliche, offene, also qualitative Interviews durchzuführen. Deshalb ist die Anzahl meiner Interviewpartnerinnen im Vergleich zu den groß angelegten quantitativen Studien gering: Im Zentrum stehen drei Interviews, sowie ein weiteres mit einer älteren Person als Ergänzung und Folie zu den anderen Interviews, insgesamt also vier. Die Interviews dauerten jeweils etwas mehr als eine Stunde und ermöglichten mir fundierte Einblicke in die persönlichen Sichtweisen der Befragten. Dadurch konnte eine intensivere Auseinandersetzung und Kommunikation stattfinden, als dies bei einem standardisierten Fragebogen der Fall gewesen wäre.

Das Ziel der Interviews war es, herauszufinden, wie Angehörige der sogenannten Generation Y selbst zu ihrer Lebenswirklichkeit Stellung beziehen und sie einschätzen, und wie sich diese Einschätzungen auf die Theorien der Well-being Anthropology beziehen lassen. Die zentrale Frage, die ich mir dabei gestellt habe,

lautete, wie sich Angehörige der Generation Y ein erfülltes und zufriedenes Leben für sich persönlich vorstellen.

In den folgenden Unterkapiteln werde ich auf die Wahl meiner Methode, meinen Zugang zum Feld und die Auswahl der Befragten eingehen, und begründen, warum ich mich für ein derartiges Forschungsdesign entschieden habe.

4.1 Qualitative Interviews - Der *Königsweg* unter den Methoden

Qualitative Interviews gelten als „Königsweg“ (Schmidt-Lauber 2007: 169) unter den Methoden der Europäischen Ethnologie, die sich als „historisch argumentierende gegenwartsbezogene Kulturwissenschaft [versteht], deren Gegenstandsbereich die Alltagskultur, das selbstverständliche Handeln, Erleben und Deuten von Subjekten in ihrer Lebenswirklichkeit ist“ (ebd.: 169). Zu dieser Alltagskultur von Subjekten können auch die Themenfelder Well-being und Generation Y gezählt werden, die Gegenstand dieser Masterarbeit sind.

Die deutsche Ethnologin Brigitta Schmidt-Lauber definiert Interviews als kulturwissenschaftliche Methode folgendermaßen: „Ein Interview ist ein planmäßiges wissenschaftliches Vorgehen, bei dem [...] Gesprächspartner durch Erzählstimuli oder gezielte Fragen zu verbalen Äußerungen veranlasst werden.“ (ebd.: 174). In der Ethnologie wird grundsätzlich zwischen zwei verschiedenen Typen von qualitativen Interviews unterschieden: Im *offenen Interview* werden keine zuvor festgelegten Fragen gestellt; die GesprächspartnerInnen sollen so frei wie möglich erzählen (vgl. ebd.: 175). Hierbei handelt es sich oft um biographische Interviews.

Beim *leitfadenorientierten Interview* hingegen fertigt der/die ForscherIn einen strukturierten Gesprächsleitfaden an, was dann sinnvoll ist, wenn „ein bestimmter eingegrenzter Katalog von Themen und Fragen zur Sprache kommen soll“ (ebd.: 177). Dadurch werden mehrere Interviews dieser Art innerhalb einer Studie gut vergleichbar. Trotzdem sollte die Art und Reihenfolge der Fragen auch im leitfadengestützten Interview der jeweiligen Gesprächssituation angepasst werden, um auf den individuellen Gesprächsfluss einzugehen und diesen nicht zu behindern. Gemeinsam haben beide Interviewformen, dass, anders als bei standardisierten Interviews, keine vorgefertigten Antwortmöglichkeiten angegeben werden, sondern dass die Befragten dazu animiert werden, möglichst selbständig

und frei zu antworten. Schmidt-Lauber stellt besonders die Wichtigkeit einer lockeren Gesprächsatmosphäre heraus:

„Die Gesprächspraxis erfordert [...] die Balance zwischen Nähe, Aufbau einer ungezwungenen Gesprächsatmosphäre und vertrauensvollen Beziehung und gleichzeitig gewahrter Distanz, durch die das Erkenntnisinteresse und die analytische Durchdringung des Gesagten gewahrt bleibt.“ (ebd.: 180)

Das Schaffen einer angenehmen und vertrauensvollen Gesprächsatmosphäre war mir auch bei den von mir durchgeführten Interviews ein Anliegen. Die Stärke von qualitativen im Vergleich zu quantitativen, standardisierten Interviews ist ihre Dichte, Plastizität und auch Authentizität, durch die vielschichtige und profunde Ergebnisse ermöglicht werden. Sie eignen sich besonders für die „Untersuchung von subjektiven Sinnwelten, Lebensgeschichten und Alltagskulturen in ihrer historischen Dimension“ (ebd.: 184), und erschienen mir somit auch als besonders geeignet für meine eigene Forschung.

Die vier von mir durchgeführten Interviews kann man als leitfadenorientiert und narrativ mit offenen Elementen bezeichnen. Ich arbeitete durchaus mit festgelegten Themenfeldern, allerdings *nicht* mit einem klassischen Fragenkatalog, wie er bei leitfadengestützten Interviews üblich ist. Da es das Ziel der Interviews war, herauszufinden, wie sich Angehörige der Generation Y zu ihrem eigenen Leben und Lebensstil positionieren, habe ich die Interviewstruktur möglichst offen gestaltet. Auf diese Weise sollte ersichtlich werden, welche Themen die Befragten tatsächlich beschäftigen und bewegen, ohne dass das Gespräch durch mein Eingreifen von Beginn an in eine bestimmte Richtung gelenkt wurde. Deshalb wählte ich im Vorfeld zehn Begriffe aus, die sich auf verschiedene Lebensbereiche oder -aspekte beziehen, die auch innerhalb der Well-being-Theorien und der Charakterisierung der Generation Y zentrale Rollen spielen: *Beruf/Arbeit, Ausbildung/Studium, Familie, Freunde, Konsum/Geld, Work-Life-Balance, Partnerschaft, Zukunft, Freizeit* und *Lebenssinn*. Zu jedem Begriff fertigte ich jeweils einen kurzen Fragenkatalog an, den ich ins Gespräch einfließen lassen habe, wenn es gerade zum Gesprächsfluss passte oder wenn die Befragte beim Erzählen ins Stocken geriet. Die Befragten wurden zu Beginn des Gesprächs aufgefordert, fünf von den zehn Begriffen, die ich ihnen jeweils auf Karteikarten vorgelegt hatte, auszuwählen. Somit konnten sie selbst bestimmen, über welche Lebensbereiche sie im Interview sprechen wollten und über welche nicht - wobei sich viele Begriffe thematisch überschneiden, was im Interviewverlauf deutlich wurde. Die

übergeordnete Frage zu jedem Begriff lautete: „Welche Rolle spielt der jeweilige Begriff (*Familie, Freunde, Beruf* etc.) in deinem Leben?“. Diese Frage nannte ich den Befragten stets zu Beginn des Interviews; die genaue Zielsetzung des Interviews verschwieg ich jedoch zunächst, um die Befragten in ihrem Erzählen und somit auch das Ergebnis dadurch nicht vorab zu stark zu beeinflussen. So habe ich zwar erwähnt, dass es in den Interviews um den Lebensstil der Generation Y geht. Die Begriffe *Glück* und *Well-being* habe ich jedoch bewusst ausgeklammert, um die Befragten damit nicht zu irritieren und vorab zu beeinflussen. Etwa die Frage „Was bedeutet für dich *Glück*?“ erschien mir zu eng und gleichzeitig zu weitgreifend, als dass sie auf Anhieb von einer Person auf durchdachte Weise beantwortet werden könne. Vielmehr näherten wir uns im Verlauf der Interviews diesen Themenfeldern allmählich an, und sie stellten eine Art Conclusio am Schluss jedes Interviews dar.

Nachdem sich die Interviewpartnerinnen für fünf Begriffe entschieden und ihnen die übergeordnete Fragestellung genannt wurde, wurden sie dazu ermutigt, möglichst frei zum jeweiligen Begriff zu erzählen. Die Reihenfolge der Begriffe konnten sie dabei selbst festlegen. Wenn das Gespräch ins Stocken geriet oder den Interviewpartnerinnen zu einem bestimmten Thema nichts mehr einfiel, griff ich auf den von mir vorbereiteten Fragenkatalog zurück (zum Beispiel auf Fragen wie „Welchen Sinn oder Zweck erfüllt Arbeit deiner Meinung nach?“ oder „Wofür nutzt du deine Freizeit?“), oder ich überlegte mir spontane Fragestellungen, die zur jeweiligen Gesprächssituation passten und das Gespräch wieder in den Fluss bringen sollten. Die Interviews zeichnete ich, nachdem die Befragten ihre Einverständniserklärung gegeben hatten, mithilfe eines Aufnahmegerätes auf, um es später transkribieren und auswerten zu können. Darauf werde ich an späterer Stelle genauer eingehen. Im nächsten Unterkapitel werde ich vorerst meinen Zugang zum Feld und die Auswahl meiner Interviewpartnerinnen erläutern.

4.1.1 Vier Frauen, vier Lebensgeschichten - Die Auswahl der Interviewpartnerinnen

Da es in dieser Masterarbeit um die Generation Y und deren eigene Wahrnehmung ihrer Lebenswirklichkeit geht, lag es auf der Hand, dass ich hauptsächlich Interviews mit Angehörigen dieser Generation durchführte. Dabei richtete ich

mich nach einer weit gefassten Definition derselben und entschied mich für Interviewpartnerinnen, die zwischen Ende der 1970er und Ende der 1990er Jahre geboren wurden. Um diesen Zeitraum bezüglich der Geburtsjahre der Befragten möglichst abdecken zu können, suchte ich nach jeweils einer Person, die in den 1970er, 1980er und 1990er Jahren geboren wurde.

Die Auswahl der Interviewpartner ergab, dass es sich bei den befragten Personen ausschließlich um weibliche Personen handelte. Ich berichtete in meinem privaten Umfeld von meinem Forschungsvorhaben, woraufhin sich die erste Interviewpartnerin (Valerie, 28, Studentin der Sinologie und Teilzeitkraft bei einer Versicherungsberatung) auf eigene Initiative bereit erklärt hatte, sich von mir interviewen zu lassen. Ferner fehlten folglich noch eine in den Siebzigerjahren geborene und eine in den Neunzigerjahren geborene Person. In meinem persönlichen Bekanntenkreis kamen dafür nur wenige Personen in Frage, weshalb ich mich an eine Arbeitskollegin (Melanie, 17, Schülerin) und an meine Schwester (Katja, 38, Erzieherin im Kindergarten) wandte, die sich gleich zum Interview bereit erklärten.

Zusätzlich führte ich noch ein viertes Interview durch, das als Kontrast bzw. Folie zu den anderen drei Interviews dienen sollte. Befragt habe ich eine Bekannte (Christine, 64, Pensionärin), die sich aufgrund ihres höheren Alters von den anderen Befragten abhob. Zu der Idee, noch eine wesentlich ältere Person zu befragen, kam es, da die Relevanz vom demographischen Faktor Alter bereits in der Forschungsliteratur zum Thema Well-being, zum Beispiel bei Lucas und Gohm, und auch in den Presseartikeln zur Generation Y, beispielsweise bei Novotny et. al., deutlich wurde. Deshalb erschien es mir interessant, der Frage nachzugehen, ob eine Person, die einer älteren Generation angehört, im Interview völlig andere Antworten geben würde als die jüngeren Personen, oder ob sich die Antworten vielleicht doch ähneln würden.

Die Tatsache, dass ich nur Frauen interviewt habe, vereinfacht die Analyse, da das Interviewen von männlichen Personen eine zusätzliche *Gender*-Dimension in die Arbeit mit eingebracht hätte. In dieser Arbeit sollen jedoch keine verallgemeinernden Rückschlüsse auf Genderunterschiede innerhalb der Generation Y gezogen werden. Dies wäre auf Basis der vier qualitativen Interviews nicht tragbar. Auch sollen Frauen nicht als Protagonistinnen bzw. *Hauptbetroffene* der Generation-Y- oder Well-being-Debatte dargestellt werden, was ebenfalls wissenschaftlich nicht haltbar wäre. Die Interviews sollen vielmehr einen subjektivi-

ven, den individuellen Fall ins Recht setzenden Einblick in das Leben vier verschiedener Frauen in verschiedenen Lebenssituationen und -abschnitten vermitteln, von denen drei in der aktuellen öffentlichen Debatte derselben Generation zugeordnet werden.

4.1.2 Vier Gespräche über zehn Begriffe - Der Ablauf der Interviews

An dieser Stelle soll kurz auf den individuellen Ablauf der einzelnen Interviews eingegangen werden. Drei der vier Interviews führte ich jeweils in den Wohnungen der Befragten durch. Melanie war die einzige, die lieber bei mir Zuhause interviewt werden wollte. Meine Intention war es, die Interviews nicht an öffentlichen Orten, wie zum Beispiel einem Café oder in der Universität, durchzuführen, da teils sehr persönliche Themen angesprochen wurden, für deren Besprechung sich ein vertrautes und privates Umfeld besser eignet. Dies sollte ebenfalls zur Schaffung einer angenehmen und vertrauensvollen Gesprächsatmosphäre beitragen.

Nachdem ich den Interviewpartnerinnen das Thema (die Lebenswelt der Generation Y) und den von mir geplanten Aufbau des Interviews erklärt hatte, bat ich sie, von den zehn oben bereits erwähnten Begriffen fünf auszuwählen, über die sie gern im Interview sprechen würden. Für diese Aufgabe konnten sich die Befragten so viel Zeit lassen, wie es für sie jeweils notwendig war. Alle Befragten dachten einige Minuten nach, bis sie sich für fünf Begriffe entschieden hatten. Auf die Aufforderung zur Auswahl der Begriffe reagierten alle zunächst mit Irritation und der Sorge vor Überforderung, was sich jedoch legte, als ihnen die Karten mit den einzelnen Begriffen vorgelegt wurden und sie sich damit näher beschäftigen konnten. Schließlich entschied sich jede Interviewpartnerin innerhalb relativ kurzer Zeit für fünf Themen. Dabei wurde deutlich, dass sich die Befragten stets für Begriffe entschieden, die mit ihrer aktuellen Lebenssituation zusammenhingen. Hierauf soll anschließend im Analyse-Kapitel genauer eingegangen werden.

Die Interviewpartnerinnen unterschieden sich zum Teil stark in ihrer Art, zu erzählen, Stellung zu den Begriffen zu beziehen und die Fragen zu beantworten. Die Erzählweise der Jüngsten von mir befragten, die 17-jährige Melanie, kann

man als die zögerlichste beschreiben. Melanie erwähnte zu Beginn des Interviews, dass sie oft und gern standardisierte Online-Fragebögen ausfüllt, und so war auch ihre Antwortweise beim Interview eher kurz und bündig als ausschweifend. Sie antwortete oft in eher kurzen Sätzen und war sich bezüglich vieler Themen unsicher. Auf diese Weise machte sich meiner Ansicht nach das junge Alter von Melanie bemerkbar: Aufgrund ihrer noch vergleichsweise geringeren Lebenserfahrung fiel es ihr oft schwer, sich zu bestimmten Themen und Fragen (etwa zu ihrer langfristigen Lebensplanung) genauer zu äußern und selbstbewusst zu erzählen.

Die circa elf Jahre ältere Valerie verhielt sich vor allem zu Beginn des Interviews noch zögerlich und unsicher, und tat sich bei der Auswahl der fünf Begriffe am schwersten von allen Befragten. Bei dieser Aufgabe überlegte sie lange und betonte, dass ihr die Auswahl schwer falle. Als wir jedoch über den ersten Begriff zu reden begonnen hatten, geriet sie schnell in einen zügigen Gesprächsfluss und wusste meist genau, was sie zu welcher Thematik zu berichten hatte. Dieses Verhalten wies darauf hin, dass sie sich zwar momentan über einige ihrer Lebensbereiche noch recht unsicher ist, auch was beispielsweise die genaue Zukunftsplanung betrifft, doch generell zeigte sich, dass sie über viele Aspekte in ihrem Leben bereits eine gefestigte Meinung entwickelt hat, und diese auch zu formulieren wusste.

Am selbstbewusstesten und flüssigsten redete und verhielt sich die Interviewpartnerin Katja, die circa zehn Jahre älter ist als Valerie. Zwar äußerte sie bei der Auswahl ihrer Begriffe noch Zweifel daran, ob sie tatsächlich zu jedem Begriff vieles zu erzählen habe, doch als wir mit der Besprechung des ersten Begriffs begannen, fing sie sogleich an, selbstsicher und ausführlich zu antworten. Sie wirkte bezüglich der meisten ihrer Lebensbereiche *abgeklärt* und wusste genau, wie sie sich zu den verschiedenen Aspekten wie Arbeit, Zukunft oder Familie positionieren sollte. Hier zeigte sich klar und deutlich, dass Katja die Älteste der drei Hauptbefragten war. Sie schien von der höheren Lebenserfahrung im Vergleich zu den anderen Befragten zu profitieren, und sich über viele Aspekte des Lebens bereits sehr sicher zu sein.

Ähnlich verhielt es sich auch beim vierten von mir durchgeführten Interview mit der 64-jährigen Christine. Auch sie äußerte zu Beginn des Interviews bzw. während der Auswahl der Begriffe Bedenken, doch auch bei diesem Interview entstand zügig ein entspannter Gesprächsfluss, und die Befragte schien über die

meisten angesprochenen Themen eine dezidierte Meinung entwickelt zu haben. Bei den beiden ältesten Befragten handelte es sich folglich um die selbstsichersten, sie antworteten am flüssigsten und ausführlichsten zu den einzelnen Themen. Zwar entwickelte auch Valerie schnell einen ausladenden Erzählstil, doch wirkte sie hinsichtlich mancher Aspekte noch zögerlich und unsicher.

Melanie fiel das Antworten sichtlich am schwersten. Sie musste oft nachdenken und hatte zu manchen Themen (noch) nicht so viel zu berichten wie die anderen Interviewpartnerinnen. Dafür verlief bei ihr die Auswahl der Begriffe vergleichsweise schnell ab. Sie wusste genau, worüber sie sprechen wollte und was sie aktuell beschäftigte, doch fiel es ihr hinterher schwerer als den anderen, zu jedem Begriff flüssig zu erzählen und eine eigene Meinung zu formulieren.

An diesen Verhaltensweisen während der Interviews wurde die Bedeutung des Alters der Befragten sehr gut deutlich, und es zeigte sich, dass die Altersunterschiede *innerhalb* der Generation Y relativ groß sind, und deshalb auch die Themen völlig andere sind, die die Betroffenen aktuell beschäftigen. Eine 17-Jährige befindet sich in einem gänzlich anderen Lebensabschnitt als eine 37-Jährige, und kann deshalb schwerlich schon zu jedem Lebensbereich eine profunde Ansicht entwickelt haben. Dies war der generelle Eindruck, den ich durch das Verhalten der Befragten beim Interview von ihnen und ihrer Lebenssituation erhielt.

Kurz soll auch noch Bezug auf die von den Interviewpartnerinnen gewählte Reihenfolge der fünf Begriffe während der Interviews genommen werden. Als Einstieg ins Gespräch wurde stets in Absprache mit mir ein positiv besetzter, vergleichsweise einfach zu diskutierender Begriff gewählt, wie zum Beispiel Familie. Über diesen Begriff wollten alle Befragten sprechen und er stellte bei allen einen positiven Lebensbereich dar, über den sie gern berichteten. Oftmals wurden die Begriffe, die soziale Lebensbereiche betreffen, hintereinander besprochen, beispielsweise nach *Familie* der Begriff *Freunde* und anschließend der Begriff *Partnerschaft*, da diese inhaltlich eng zusammenhängen. Auch Bereiche wie *Arbeit/Beruf*, *Geld/Konsum*, *Ausbildung/Studium*, *Freizeit* und *Work-Life-Balance* wurden häufig in einem Zuge besprochen. Außerdem stellten diese Begriffe meist den Mittelteil des Interviews dar, da man durch die sozialen Themen oftmals auf Bereiche wie Freizeit oder Arbeit zu sprechen kam, und da sich der Begriff *Zukunft*, der von drei Interviewpartnerinnen gewählt wurde, und der Begriff *Lebenssinn*, für den sich nur Valerie entschied, gut sozusagen als *Fazit* des Interviews eigneten. Die Besprechung dieser Begriffe bot sich dafür an, die vor-

herigen Begriffe noch einmal Revue passieren zu lassen, eine Art Conclusio daraus zu ziehen und schließlich auch indirekt die Frage nach der eigenen Lebenszufriedenheit und den eigenen Vorstellungen für die Zukunft anzusprechen. In dieser Hinsicht ähnelte sich der Verlauf aller vier Interviews sehr, und war hinsichtlich der Themen und des Gesprächsflusses auch sinnvoll.

Im nächsten Kapitel soll nun die genauere Analyse der Interviews auch in Bezug auf die Forschungsliteratur zu den Themen Well-being und Generation Y erfolgen.

4.2 Die *Grounded Theory* als methodisches Gerüst - Die Analyse der Interviews

Ich fertigte von den drei Hauptinterviews mit den Zugehörigen der Generation Y ausführliche Transkripte an, um später einen genauen Überblick über die Antworten der Interviewpartnerinnen zu erhalten. Zu dem vierten Interview mit der Interviewpartnerin Christine erstellte ich lediglich Notizen und schrieb einige Zitate heraus, da dieses Gespräch von mir nicht ausführlich analysiert wurde. Es dient hauptsächlich als Kontrapunkt zu den anderen drei Interviews.

Bei der Auswertung der Interviews habe ich mich grob an den Auswertungsmethoden der *Grounded Theory* orientiert, da es sich dabei um den für meine Arbeit am besten geeigneten Ansatz zur Auswertung qualitativer Daten handelt. Bei der *Grounded Theory* handelt es sich um ein Methodengerüst qualitativer Sozialforschung, bzw. um „die Entdeckung von Theorie auf der Grundlage von Daten“ (Glaser & Anselm 2008: 11). Innerhalb der *Grounded Theory* existieren verschiedene Herangehensweisen und Methodenarten. Ich habe mich bei der Auswertung der von mir geführten Interviews für die Methode des Kodierens der erhobenen Daten entschieden, da dies eine übersichtliche und gut strukturierte Art und Weise darstellt, qualitative Interviews zu analysieren (vgl. Lamnek 2005: 514 f.). Diese Methode bot sich außerdem für die Auswertung meiner Interviews an, da durch die zehn von mir vorgegebenen Begriffe bereits eine Art *Vorkodierung* bestand, nach der ich mich anschließend auch bei der Auswertung richten konnte.

Beim Kodieren von Daten führt man zunächst eine Inhaltsanalyse der Interviews durch und sucht nach inhaltlichen Überschneidungen und Differenzen innerhalb und zwischen den verschiedenen Interviews. Dadurch entstehen Überthemen

oder thematische Kategorien, genannt *Codes*, die immer wieder während der Interviews inhaltlich in Erscheinung treten. Bei meiner Forschung waren diese Kategorien zum Teil schon durch die zehn von mir ausgewählten Begriffe gegeben. Doch während des Sprechens über die einzelnen Begriffe kamen auch mitunter völlig andere Themen zur Sprache, und teilweise ließen sich die Antworten zu den gewählten Begriffen wiederum in inhaltliche Unterkategorien einteilen, die bei den unterschiedlichen Gesprächspartnerinnen immer wieder, auch unaufgefordert, angesprochen wurden. Diese diversen Kategorien und Unterkategorien stellen die *Codes* dar, die zur inhaltlichen Auswertung verwendet wurden. Im Folgenden soll auf die verschiedenen Kategorien bzw. *Codes* eingegangen werden, die in den Interviews angesprochen und von mir eingeteilt wurden.

4.2.1 *Codes* und Begriffe – Die Inhaltliche Analyse der Interviews

Die zehn Begriffe, zwischen denen sich die Interviewpartnerinnen entscheiden konnten, lauteten, wie oben bereits erwähnt, *Beruf/Arbeit*, *Ausbildung/Studium*, *Familie*, *Freunde*, *Konsum/Geld*, *Work-Life-Balance*, *Partnerschaft*, *Zukunft*, *Freizeit* und *Lebenssinn*. Diese Begriffe wählte ich, da sie meiner Meinung nach viele zentrale Lebensbereiche eines Menschen abdecken, und da sie auch in der Literatur sowohl zu Well-being als auch zur Generation Y immer wieder thematisiert und als relevant bezeichnet werden. Die vier Interviewpartnerinnen haben sich zum Teil für die gleichen, zum Teil jedoch auch für völlig unterschiedliche fünf Begriffe entschieden, über die sie während des Interviews sprechen wollten. Melanie entschied sich für die Begriffe *Familie*, *Freunde*, *Freizeit*, *Konsum/Geld* und *Zukunft*. Valerie wollte über *Work-Life-Balance*, *Konsum/Geld*, *Ausbildung/Studium*, *Familie* und *Lebenssinn* sprechen. Katja hingegen wählte für ihr Interview die Begriffe *Arbeit/Beruf*, *Work-Life-Balance*, *Geld/Konsum*, *Familie* und *Zukunft* als Themenbereiche aus. Christine wählte die Begriffe *Familie*, *Freunde*, *Partnerschaft*, *Zukunft* und *Freizeit*. Auch wenn bestimmte Begriffe von den Befragten nicht gewählt wurden, wurden sie oftmals trotzdem im Laufe des Interviews direkt oder indirekt thematisiert. Wer zum Beispiel über *Work-Life-Balance* sprach, sprach fast zwangsläufig auch über *Arbeit* und *Freizeit*, und wer über die *Zukunft* sprach, kam fast automatisch auch zu Themen wie *Familie*, *Lebenssinn* oder *Partnerschaft*. Deshalb überschneiden sich die jeweiligen Ant-

worten zu den Begriffen häufig inhaltlich, und es wurden einige Themen angesprochen, die zunächst nicht von den Interviewpartnerinnen ausgewählt wurden. Die Gliederung der nun folgenden Unterkapitel entspricht den zehn Begriffen, die bei den Interviews besprochen wurden. Jeder der zehn Begriff wurde von mindestens einer Interviewpartnerin ausgewählt. In jedem Unterkapitel werden also jeweils ein Begriff und die von mir innerhalb dieses Begriffs kodierte Themen angesprochen, nach denen die Inhalte der Interviews analysiert wurden. Gleichzeitig werde ich auch bereits die Ergebnisse der Analyse auf die im theoretischen Teil dieser Arbeit erörterten Theorien der Well-being Anthropology und der Generation Y beziehen, um herauszustellen, inwiefern die Antworten der Befragten mit diesen Theorien korrespondieren und inwiefern sie ihnen vielleicht zum Teil auch widersprechen.

4.2.2 Der Begriff *Familie* - Lebenskonstante versus Herausforderung

„Wenn ich jetzt so denk‘, wie es zum Beispiel am Land oft ist, dass man einfach heiraten muss und so weiter... Ich find‘ das sehr angenehm, dass man in der Stadt nicht unbedingt diesen Druck hat, weil... und man das irgendwie frei entscheiden kann. Auch wenn man überall frei entscheiden kann, aber dass einfach dieser Druck nicht da ist.“ (Valerie)

Der Begriff *Familie* war der einzige, der von *allen* Interviewpartnerinnen unter die fünf Begriffe gewählt wurde, über die sie sprechen wollten. Daraus lässt sich schließen, dass das Thema Familie für alle Befragten, egal welchen Alters, relevant ist und sie auch im Alltag beschäftigt. Ich ließ bewusst zunächst offen, ob die Befragten über die Gründung einer oder über die bereits gegründete eigene Familie sprechen sollten, oder über ihre Herkunftsfamilie, aus der sie stammen (also ihre eigenen Eltern und gegebenenfalls Geschwister). Auf diese Weise war es meine Absicht, Rückschlüsse darauf ziehen zu können, was für die Befragten aktuell die wichtigere oder präsentere Thematik darstellt: Die Gründung einer oder die schon gegründete eigene Familie, oder aber die Herkunftsfamilie.

Melanie, die jüngste Befragte, war die Einzige, die sich bei der Diskussion des Familien-Begriffs auf Anhieb auf ihre Herkunftsfamilie, d.h. auf ihre Mutter und Schwester, bezog. Valerie, die (noch) keine eigene Familie gegründet hat, sprach sogleich die mögliche Gründung einer Familie in der Zukunft an. Katja und Christine, die beide einen Ehemann und eigene Kinder haben, bezogen sich als Erstes auf diese. Die Herkunftsfamilie thematisierten sie, genau wie Valerie, erst

hinterher. Dieses Gesprächsverhalten ist sicherlich auf die aktuelle Situation der vier Frauen zurückzuführen: Für Melanie liegt die Gründung einer eigenen Familie noch in ferner Zukunft; zurzeit lebt sie noch bei ihrer Mutter. Valerie lebt in einer Wohngemeinschaft und pflegt einen guten Kontakt zu ihrer Herkunftsfamilie, kann sich aber auch in einigen Jahren eventuell die Gründung einer eigenen Familie vorstellen. Katja und Christine haben bereits längst eine eigene Familie gegründet, weshalb diese für sie im Alltag präsenter ist als ihre Ursprungsfamilie. Hier werden die unterschiedlichen Lebensabschnitte deutlich, in denen sich die Frauen befinden. Obwohl Katja, richtet man sich nach der aktuellen Debatte, der selben Generation angehört wie Melanie und Valerie, ist sie ihnen in dieser Hinsicht bereits voraus und befindet sich somit als berufstätige Mutter in einer völlig anderen Lebenssituation als die beiden jüngeren Frauen. Der Begriff Familie ließ sich im Interview folglich in zwei weitere Themengebiete unterteilen: Einerseits die Gründung einer eigenen Familie und andererseits die Herkunftsfamilie. Alle Interviewpartnerinnen bezogen zu beiden Themen Stellung, wenn auch mit unterschiedlicher Fokussierung.

„Früher hab‘ ich schon sehr oft daran gedacht: ‚Ich will mal heiraten und ein Haus und Kinder und so‘. Nur mittlerweile, wenn man so die ganzen Filme sieht... Das hört sich blöd an, aber die ganzen Filme und das alles so im Fernsehen hör‘, dass die Männer ständig die Frauen betrügen oder umgekehrt, dann wird man so ein bisschen skeptisch mit‘m heiraten.“ (Melanie)

Bezüglich der Gründung einer eigenen Familie lassen sich meine Interviewpartnerinnen, wie oben bereits angedeutet, in zwei Gruppen einteilen: Die beiden Jüngeren, Valerie und Melanie, haben bisher keine eigene Familie gegründet, können sich dies aber für die Zukunft eventuell vorstellen; die beiden Älteren, Katja und Christine, haben bereits eine eigene Familie gegründet.

Auffallend war, dass für Melanie und Valerie das Thema der möglichen Gründung einer Familie sehr stark mit Zweifeln und Bedenken verbunden ist. Melanie betonte, dass sie durchaus eines Tages gern einen festen Partner und auch Kinder hätte, doch sie, die selber nur von ihrer Mutter großgezogen wurde, hege große Zweifel daran, ob man es als Paar tatsächlich schaffen könne, über einen längeren Zeitraum zusammen zu bleiben und gemeinsam Kinder großzuziehen. Gleichzeitig räumt sie jedoch auch ein, dass sie es nicht problematisch findet, wenn ein Kind nur mit einem Elternteil aufwächst, solange dieser es ausreichend unterstützt. Valerie hingegen gab an, dass sie sich lange Zeit nicht vorstellen konnte, selbst Kinder zu bekommen und Schwierigkeiten hatte, sich mit der Mut-

terrolle zu identifizieren. Doch seit sie ein wenig älter und reifer geworden ist, halte sie es nicht mehr für gänzlich abwegig, dass eine Mutterschaft für sie durchaus reizvoll sein könnte, wenn die Rahmenbedingungen wie Partnerschaft, Beruf und finanzielle Situation hierfür passend wären. Gleichzeitig glaubt sie jedoch, dass es sich als sehr schwer gestaltet, einen Partner zu finden, mit dem man bis an das Lebensende zusammen bleiben und eine stabile Beziehung führen kann. Dies scheint ihr heutzutage eher unrealistisch und auch nicht unbedingt erstrebenswert zu sein.

„Weil früher warst du halt dann... Hast dich halt nicht scheiden lassen, weil das macht man nicht. Und warst dann Jahrzehnte zusammen, hast dich eigentlich nicht verstanden. Und das ist halt jetzt auch wieder so, dass du eigentlich jederzeit sagen kannst: ‚Na, tschüss, doch nicht.‘ [...] Ich finde, Familie so im klassischen Sinne: ‚Das ist jetzt meine Familie, und das ist jetzt ein Fixpunkt bis an mein Lebensende‘, ist nichts für mich. Es ist mehr was Optionales, was sich auch ändern kann.“ (Valerie)

Valerie begrüßte also die heutige Variabilität und Flexibilität im modernen Familienleben und hält diesen Lebensstil für passend für ihr eigenes Leben. Gleichzeitig beklagte sie sich jedoch auch, dass es gerade für Frauen heutzutage besonders schwer ist, Kinder und ein erfülltes Berufsleben miteinander zu vereinbaren. Sie hält dies nahezu für unmöglich.

Katja hingegen ist bereits seit sieben Jahren verheiratet und hat zwei Söhne. Die beiden besuchen einen Kindergarten, während Katja 20 Stunden pro Woche arbeitet. Sie berichtete, sie schaffe es gut, Arbeit und Familienleben miteinander zu vereinbaren, auch wenn sie sich manchmal wünsche, über mehr freie Zeit für ihre Söhne und ihren Partner zu verfügen.

„Mittlerweile hab‘ ich ja meine eigene kleine Familie. Da rutscht das andere natürlich immer alles ‘n bisschen in den Hintergrund.“ (Katja)

Katja erzählte, dass ihr „schon immer“ klar war, dass sie einmal heiraten und Kinder haben möchte. Nachdem die beiden anderen Interviewpartnerinnen von Zweifeln bezüglich der Familienplanung berichtet hatten, erkundigte ich mich auch bei Katja, ob sie jemals die Sorge gehabt habe, nicht den richtigen Partner zu finden oder Kinder und Beruf nicht miteinander vereinbaren zu können. Katja verneinte dies:

„Ich hatte nie Angst, dass ich nicht den richtigen Partner finde oder dass man sich früh trennt. Das weiß man nie, das ist mir schon klar, aber ich hab‘ jetzt ja schon mir auch ‘nen Partner ausgesucht, wo ich jetzt erstmal das Gefühl hab‘, das könnte auch lange gut gehen.“ (Katja)

Katja scheint sich durchaus dessen bewusst zu sein, dass Scheidungen heutzutage nicht selten vorkommen und theoretisch jeden betreffen können. Sie erlebte auch selbst als Kind die Scheidung ihrer Eltern. Doch generell ist ihre Haltung Beziehungen, insbesondere ihrer eigenen Beziehung, gegenüber optimistisch, und sie glaubt, dass man es schaffen kann, lange zusammen zu bleiben, und sich gemeinsam um die Kinder zu kümmern. Katja bezeichnete ihre Familie als das Wichtigste in ihrem Leben.

Eine weitere Auffälligkeit beim Begriff *Familie* war, dass die drei Befragten alle unabhängig voneinander äußerten, dass sie aufgrund der aktuellen politischen Weltlage von Sorge um etwaige oder die bereits geborenen Kinder umgetrieben werden. Valerie und Melanie gingen beide darauf ein, dass sie nicht sicher seien, ob sie in diese Welt tatsächlich Kinder setzen sollten, da sie die aktuelle Weltlage für gefährlich halten. Konkrete Beispiele nannten sie hierbei nicht. Möglich wäre, dass sie sich dabei indirekt auf Terrorismus, Klimawandel oder Krieg im Allgemeinen bezogen. Auch Katja erwähnte, dass sie manchmal unsicher ist, ob es gut war, Kinder zu bekommen, da sie sich um die aktuelle Situation und die Zukunft der Welt sorgt. Sie habe Angst, dass ihre Kinder womöglich nicht in Frieden aufwachsen können und nicht die gleichen Chancen haben werden, wie sie selbst als Kind.

Die älteste Interviewpartnerin Christine hatte für das Interview ebenfalls den Begriff Familie gewählt und sich ähnlich geäußert wie Katja. Sie heiratete im Alter von 22 und bekam mit 24, 26 und 38 Jahren ihre Kinder. Zuvor war es für sie stets selbstverständlich, dass ihr Leben so verlaufen würde, berichtete sie. „Das war halt einfach so. Das wurde nicht hinterfragt“, sagte Christine. Sie bereute es jedoch niemals, ihre Kinder bekommen zu haben, und bis heute ist ihre Familie der wichtigste Fixpunkt ihres Lebens. Allerdings erlebte Christine auch eine Scheidung und glaubt daher, dass das klassische Ehe-Ideal, nach dem man ein Leben lang zusammen bleiben sollte, heute aus der Zeit gefallen scheint. Trotzdem wünscht Christine sich und arbeitet auch darauf hin, dass sie mit ihrem zweiten Ehemann bis zu ihrem Lebensende zusammen bleiben wird, da ihr eine stabile Beziehung sehr wichtig ist.

Christine äußerte im Interview die Vermutung, dass sie als junger Mensch „naiver“ war als viele junge Menschen heutzutage. Letztere haben oftmals die Scheidung ihrer eigenen Eltern erlebt und sind deshalb oft sehr realistisch, wenn nicht sogar pessimistisch bis desillusioniert in Hinsicht auf Beziehungen und Partner-

schaften. Christine glaubt, dass ein wenig Naivität oder auch Optimismus bei vielen Lebensentscheidungen, sei es bezüglich der Partnerschaft, Mutterschaft oder auch des Berufslebens, zuträglich sein kann, da man durch sie die Dinge nicht allzu sehr hinterfragt und sich keine allzu negativen Gedanken macht. Dies kann junge Menschen sehr verunsichern oder in ihnen sogar Angst auslösen, glaubt Christine. Im Fall von Melanie und Valerie scheint sich diese Vermutung fast schon zu bestätigen.

Das Bild, das in Presse und Literatur von der Einstellung zur Gründung einer eigenen Familie der Generation Y gezeichnet wird, ist ein ambivalentes: Albrecht und Hurrelmann postulieren, dass die große Mehrheit der Ypsiloner eine eigene Familie gründen möchte (vgl. Klaus und Hurrelmann 2014: 86), und dass sie grundsätzlich offener gegenüber alternativen Familienmodellen sind als frühere Generationen, wie zum Beispiel Patchworkfamilien oder gleichgeschlechtliche Partnerschaften. Bei den jungen JournalistInnen, die sich in ihren Artikeln mit der Generation Y, sozusagen ihrer eigenen Generation, auseinandersetzen, ist das vermittelte Bild zum Teil eher pessimistisch. Beispielsweise Michael Nast schreibt in seiner Charakterisierung der *Generation Beziehungsunfähig*, dass der *typische* Angehörige dieser Generation nicht fähig sei, eine stabile Langzeitbeziehung zu führen und somit sei er auch nicht in der Lage, eine Familie zu gründen (vgl. Nast 2015).

Im Falle der von mir interviewten *Ypsilonerinnen* Melanie, Valerie und Katja scheint sich dieses ambivalente Bild zum Teil zu bestätigen. Während Katja mit ihrem Mann und den zwei Söhnen zu der optimistischen Beschreibung von Hurrelmann und Albrecht passt, scheinen Valerie und Melanie nicht gänzlich in dieses positive Bild hineinzupassen. Beide können sich zwar die Gründung einer Familie vorstellen, haben jedoch Bedenken, ob man heutzutage überhaupt noch eine stabile Partnerschaft aufbauen kann, in der die Kinder gemeinsam großgezogen werden. Beide befinden sich zurzeit nicht in einer Partnerschaft. Natürlich wäre es keinesfalls angemessen, Valerie und Melanie deshalb als *beziehungsunfähig* zu bezeichnen, wie Nast es bei seinen Altersgenossen provokant diagnostiziert, doch die gleiche Sicherheit und Leichtigkeit, mit der Katja ihr eigenes Familienleben beschreibt, scheint ihnen ein Stück weit zu fehlen. Dies liegt sicherlich auch an den zum Teil negativen Eindrücken, die sie diesbezüglich aus ihren privaten Umfeldern erhalten haben.

Katjas Erzählungen korrespondieren außerdem mit der These von Albrecht und Hurrelmann, dass Ypsiloner sich für ihre Familie Zeit nehmen möchten und deshalb bereit sind, weniger zu arbeiten oder gar auf eine *klassische* Karriere zu verzichten. Das Privat- und Familienleben sei ihnen wichtiger als die Arbeitswelt (vgl. Hurrelmann und Albrecht 2014: 73). Auch bei Valerie und Melanie lässt sich feststellen, was auch Hurrelmann und Albrecht beobachtet haben: Die wenigsten jungen Leute bekommen vor ihrem 30. Lebensjahr ein Kind, da es sich vorher nicht mit dem Lebensstil und oft auch nicht mit der finanziellen Situation vereinbaren lässt. Angehörige der Generation Y befinden sich oftmals lange Zeit in ihrer Ausbildungsphase, während der an die Gründung einer Familie häufig nicht zu denken ist. In dieser Situation befinden sich auch die beiden jüngsten Befragten, vor allem die 28-jährige Valerie. Da sie ihr Studium noch nicht beendet hat und noch keiner Vollzeitbeschäftigung nachgeht, ist ihre Lebenssituation noch nicht passend etwa für das Aufziehen von Kindern. Dieser Umstand ist keineswegs *atypisch*, sondern es ergeht vielen Gleichaltrigen so, was auch die Literatur bestätigt. Auch die 17-jährige Melanie glaubt nicht, dass sie vor ihrem 25. Lebensjahr Kinder bekommen wird, da ihr das erfolgreiche Abschließen ihres Studiums zunächst wichtiger ist. Auch hier zeigt sich wieder die oft erwähnte Wichtigkeit einer guten (Aus-)Bildung für die Generation Y.

Auch wenn sie das Thema der Gründung einer eigenen Familie mehr zu beschäftigen schien, betonten alle Interviewpartnerinnen, dass die Familie, aus der sie stammen, ebenfalls einen wichtigen und zentralen Teil ihres Lebens darstellt. Vor allem Katja und Valerie betonten das freundschaftliche Verhältnis zu ihren Geschwistern, außerdem berichtete niemand von größeren Konflikten mit den Eltern. Auch mit denen scheinen alle ein vergleichsweise freundschaftliches Verhältnis zu unterhalten, wie es in den Interviews mehrfach deutlich wurde.

„[Meine Mutter und meine Schwester sind für mich] die wichtigsten Menschen, und zweitens, also allgemein das Wichtigste im Leben schon auch, weil die Familie hat man ja eigentlich immer. Und Freunde, die kommen und gehen.“ (Melanie)

Melanie ist von einem starken Pflicht- und Dankbarkeitsgefühl ihrer Familie gegenüber geprägt, und verurteilte es im Interview, wenn Menschen den Kontakt zu ihrer Familie, zum Beispiel zu den Eltern, abbrechen, da sie der Meinung ist, dass jeder Mensch seinen Eltern zu Dankbarkeit verpflichtet ist, und sich zumindest hin und wieder bei ihnen melden sollte. Auch Valerie erzählte davon, dass sie ihre Eltern und Geschwister oft sieht und gern etwas mit ihnen unternimmt.

Interessant ist, dass vor allem Valerie und Melanie von einem sehr guten Verhältnis zu ihrer Familie berichteten und es auch zu genießen scheinen, diese als soziale Konstante in ihrem Leben zu wissen, beide jedoch Zweifel daran hegen, sich eines Tages selbst eine derartige Familie aufbauen zu können. Valerie erachtet dies auch als für sich selbst nicht besonders wichtig und nicht als ihre zentrale Lebensaufgabe.

Christine hingegen beschrieb ihr Verhältnis zur Herkunftsfamilie, also zu ihren Eltern, von denen die Mutter bereits verstorben ist, und zu ihrer Schwester, völlig anders als die jüngeren Befragten. Zu ihrer Mutter hatte sie eine schwierige Beziehung, ihren Vater bezeichnete sie als Choleriker und zu ihrer Schwester unterhält sie bis heute nur sporadischen Kontakt. Christine äußerte die Vermutung, dass Angehörige von jüngeren Generationen oftmals eine bessere Beziehung zu den eigenen Eltern führen, was sie damit in Verbindung brachte, dass Eltern heutzutage oft toleranter und offener sind, und somit auch die Kinder einen ehrlicheren und freundschaftlicheren Umgang mit ihnen praktizieren können. Christine hofft, dass auch ihre eigenen Kinder dies so sehen, und empfindet diese von ihr diagnostizierte gesellschaftliche Veränderung als durchaus positiv.

Auch bei dieser Thematik lässt sich wiederum ein Bezug zu Hurrelmann und Albrechts Thesen zur Generation Y herstellen. Die Autoren beschreiben das Verhältnis vieler Angehöriger der Generation Y zu ihren Eltern als freundschaftlich und offen (vgl. ebd.: 97). So beschreiben auch meine Interviewpartnerinnen das Verhältnis zu ihren Eltern, mit Ausnahme von Christine, die deutlich älter ist als die anderen. Tatsächlich scheinen Eltern heutzutage nicht selten eine tolerantere und liebevollere Beziehung *auf Augenhöhe* zu ihren Kindern zu führen, was bei früheren Generationen oftmals noch nicht üblich war, was auch Christine im Interview einräumte.

Während Hurrelmann und Albrecht das Verhältnis der Ypsiloner zu ihren Eltern als durchweg positiv umschreiben, finden die jungen JournalistInnen auch bei dieser Thematik zum Teil hauptsächlich negative Worte. Oliver Jeges, zum Beispiel, beschreibt die von ihm ausgerufene *Generation Maybe* als voll und ganz abhängig von ihren Eltern, sowohl emotional als auch finanziell (vgl. Jeges 2012). Aus diesem Grund, so Jeges, könnten die Angehörigen dieser Generation kein eigenständiges Leben führen. Ob diese Abhängigkeit auch bei den Interviewpartnerinnen besteht, ist schwer festzustellen und es wäre anmaßend, dies zu bejahen. Katja beispielsweise verdient schon lange eigenes Geld, und auch

Valerie finanziert sich ihr Studium seit geraumer Zeit selbst. Melanie wird, zumindest während der ersten Semester des Studiums, noch bei ihrer Mutter wohnen bleiben, wird jedoch nebenher arbeiten, sich an Einkäufen beteiligen und im Haushalt helfen. Zumindest finanziell scheinen die Befragten folglich weitgehend nicht von ihren Eltern abhängig zu sein.

Aus Sicht der Well-being Anthropology ist das positive Verhältnis zur eigenen und auch zur Herkunftsfamilie in jedem Falle zu begrüßen. Von vielen AutorInnen und ForscherInnen wird betont, wie wichtig ein stabiles soziales Umfeld, in Form von Familie und/oder Freunden, für die persönliche Lebenszufriedenheit eines Menschen ist. Vor allem Diener und Oishi fordern, dass in der westlichen Welt positive menschliche Beziehungen zur obersten Priorität im Leben werden sollten, an Stelle von Materialismus und Geld (vgl. Diener und Oishi 2000: 215). Hurrelmann und Albrecht gehen davon aus, dass dieser Wandel bei der Generation Y bereits von statten geht: Für sie werden materielle Statussymbole immer weniger wichtig, stattdessen rückt das Privatleben und somit auch das soziale Leben in den Vordergrund. Dafür ist man auch bereit, im Berufsleben Kompromisse einzugehen. Auch in den von mir durchgeführten Interviews bestätigt sich diese Annahme. Alle von mir Interviewten gaben an, dass die Familie und soziale Kontakte generell für sie das Wichtigste im Leben seien. Und obwohl die Arbeit auch bei allen einen hohen Stellenwert genießt, wird das soziale Leben ihr von allen übergeordnet. Allerdings wurde dies nicht nur von den drei Angehörigen der Generation Y so beschrieben, sondern auch Christine bezeichnete ihre sozialen Kontakte, vor allem ihren Mann, ihre Kinder und Enkelkinder als die wichtigsten Komponenten in ihrem Leben. Folglich hat die Generation Y kein Monopol auf die Wertschätzung ihres Soziallebens.

Generell lässt sich also zusammenfassen, dass es dem Erreichen von subjektivem Well-being durchaus zuträglich ist, dass die Interviewpartnerinnen ihre Familie derart schätzen und hochhalten. Hier lässt sich auch wiederum Bezug nehmen auf die von Oishi vorgestellten Modelle, in denen Lebensziele, die auch den sozialen Bereich betreffen können, als relevante Indikatoren für das Erreichen von Well-being erachtet werden (vgl. Oishi 2000: 87 ff.). Es werden Studien genannt, die bestätigen, dass gute, stabile Beziehungen zu sich selbst und anderen die Voraussetzung für das Erreichen von Well-being bilden. In dieser Hinsicht scheinen die Interviewpartnerinnen ihre Prioritäten also *richtig* zu setzen.

4.2.3 Der Begriff *Freunde* - Der Freundeskreis als Familienersatz?

„Weil ich glaub‘, viele Bedürfnisse, die man vielleicht dann jetzt an Partner oder Familie stellt, dass das einfach von anderen sozialen Kontakten auch abgedeckt werden kann.“ (Valerie)

Christine und Melanie waren die einzigen Interviewpartnerinnen, die sich für den Begriff *Freunde* entschieden haben. Beide äußerten, dass es sich dabei um einen Lebensbereich handelt, mit dem sie schon seit längerer Zeit unzufrieden sind. Auffallend war, dass Melanie, als Jüngste der Befragten, in ihrem Leben bisher *noch* keine guten Freunde gefunden hat, während Christine als Älteste keine guten Freunde *mehr* zu besitzen meint. Melanie gab an, dass sie sich mit Gleichaltrigen, vor allem ihren MitschülerInnen, nicht gut versteht und kaum gemeinsame Interessen mit ihnen teilt. Sie sprach sehr negativ über sie.

„Meine Generation nervt mich.“ (Melanie)

Christine hatte in jüngeren Jahren durchaus einige gute Freunde, doch seit sie sich in Frühpension befindet und oft allein zuhause ist, fällt es ihr manchmal schwer, Kontakte zu pflegen und gute Freundschaften zu halten. Viele ihrer früheren Freunde wohnen mittlerweile nicht mehr in der Nähe. Sowohl Melanie als auch Christine sind beide mit dieser Situation unzufrieden. Sie berichteten zwar beide von einigen Bekannten, mit denen sie manchmal etwas gemeinsam unternähmen, doch fehle ihnen die Tiefe bei diesen Bekanntschaften. Sie legten beide einen größeren Wert auf Qualität als auf Quantität bezüglich Freundschaften, und wünschten sich Freunde, denen sie vertrauen und mit denen sie ihre Hobbys teilen können. In Christines Fall wäre dies zum Beispiel das Wandern, der Besuch von Kinos oder kulturellen Veranstaltungen wie Konzerten; in Melanies Fall wären dies ihre Begeisterung für Filme, Bücher und Comics, vor allem im Genre *Fantasy*.

Christine und Melanie gingen beide darauf ein, dass ihre Familie ihnen schon immer wichtiger war als Freunde, und dass sie in die Familie größeres Vertrauen setzen. Sie sind der Ansicht, dass Freunde meist kommen und gehen, während die Familie immer bleibt und zu einem steht. Sie erachten sie als eine stabilere Konstante im Leben als einen Freundeskreis.

Valerie und Katja wählten nicht den Begriff *Freunde* für ihr Interview. Durch manche Aussagen zu Themen wie Freizeit oder Familie lässt sich jedoch schlussfolgern, dass sie mit ihrem Freundeskreis durchaus zufrieden sind und gern et-

was mit ihm unternehmen. Katja merkte an, dass sie gern wieder etwas mehr Zeit mit ihren Freundinnen verbringen würde, was aber aufgrund der Kinder nicht möglich ist. Doch sie glaubt, dass sich dies wieder ändern wird, sobald die Kinder ein wenig älter sind. Valerie ging darauf ein, dass ihr ihr soziales Leben sehr wichtig ist, und sie gern mit ihren Freunden verschiedenen Aktivitäten nachgeht, wie zum Beispiel gemeinsamen Restaurant- oder Konzertbesuchen, oder auch Reisen. Für sie scheinen ihre Freunde beinahe die stabile Familie zu ersetzen, von der sie sich nicht sicher ist, ob sie sie jemals gründen wird, was auch im obigen Zitat von Valerie angesprochen wurde. Die vier Frauen befinden sich also hinsichtlich ihrer Freundeskreise in völlig unterschiedlichen Situationen, die sicherlich in erster Linie mit ihren aktuellen Lebenslagen zusammenhängen: Melanie hat noch nicht den idealen Freundeskreis gefunden und hofft darauf, dass dies im Studium geschehen wird. Valerie, die studiert und arbeitet und keine eigene Familie hat, legt großen Wert auf ihre sozialen Kontakte und scheint mit dieser Situation auch zufrieden zu sein. Katja, die bereits zwei Kinder hat, hat viele Freundinnen, doch leider nicht immer die Zeit, sich mit ihnen zu treffen. Christine, die sich schon in der Pension befindet und oft allein zuhause ist, beklagt sich über zu wenige tiefgehende Freundschaften und hätte gern mehr wirklich gute Freundinnen.

Sowohl in der Literatur zum Thema Well-being als auch zur Generation Y liest man immer wieder von der zentralen Rolle, die Freunde bzw. soziale Kontakte im Leben eines Menschen spielen oder spielen sollten, um generell eine höhere Lebenszufriedenheit zu erreichen. Auch Hurrelmann und Albrecht gehen darauf ein, dass Freunde im Leben der Ypsiloner von großer Relevanz sind. Viele verfügen über große Freundeskreise (vgl. Hurrelmann und Albrecht 2014: 157). Die sozialen Netzwerke helfen oftmals beim Kennenlernen und Vernetzen mit neuen Kontakten.

Dass es sich beim Freundeskreis um einen wichtigen Teil des Lebens handelt, würden vermutlich alle meine Interviewpartnerinnen bestätigen, auch wenn nicht alle mit ihrem eigenen Freundeskreis zufrieden sind. Dies beweist jedoch wiederum die Wichtigkeit von guten Freundschaften, da Christine und Melanie es als belastend empfinden, dass sie zurzeit über keine engen Freundschaften verfügen. Valerie erwähnte gar, dass Freunde eine Familie zumindest in gewissen Bereichen ersetzen können. Aufgrund dessen könnte man zu der Annahme gelangen, dass es nicht wenigen Angehörigen der Generation Y womöglich ähnlich

ergeht wie Valerie: Da viele erst spät oder niemals heiraten und Kinder bekommen, wird die Rolle des Freundeskreises immer wichtiger, und er ersetzt womöglich bei vielen jungen Menschen zumindest für eine gewisse Zeitspanne die Familie. Dies könnte besonders bei denjenigen der Fall sein, die beispielsweise in einer anderen als ihrer Heimatstadt studieren und dort etwa in einer Wohngemeinschaft leben. Hier können soziale Kontakte wie MitbewohnerInnen oder KommilitonInnen ein Stück weit die Familie ersetzen, auch wenn dann in einem etwas höheren Alter letztendlich eventuell doch eine eigene Familie gegründet wird. Bei meinen Interviewpartnerinnen bestand diese Situation nur bei Valerie. Die Schülerin Melanie wohnt noch bei ihrer Mutter und beginnt erst dieses Jahr ihr Studium. Christine wiederum befindet sich in einem Alter, in dem die eigenen Kinder nicht mehr so sehr auf sie angewiesen sind, weshalb Freundschaften dann gegebenenfalls wieder wichtiger werden könnten.

4.2.4 Der Begriff *Partnerschaft* - Die Generation Y als *beziehungsunfähige* Generation?

„Ich hab‘ früher immer gedacht, dass es die *eine* tolle Liebe gibt, von zwanzig bis in den Tod. Mittlerweile glaub‘ ich nicht mehr, dass es die gibt. Ich weiß allerdings nicht, ob ich mich darüber freuen soll, dass die jungen Leute heutzutage so *früh* nicht mehr daran glauben, denn sie sind ja dann schon so früh... irgendwie desillusioniert. Andererseits sehen sie es realistisch... Aber vielleicht ist ein bisschen Naivität da gar nicht so schlecht.“ (Christine)

Christine war die Einzige meiner Gesprächspartnerinnen, die sich für den Begriff *Partnerschaft* entschied. Für Christine scheint dieser Lebensbereich aktuell relevanter zu sein als für die anderen Befragten. Aus den Gesprächen ließ sich entnehmen, dass für letztere momentan Themen wie Schule, Studium oder die eigenen Kinder von höherer Priorität zu sein scheinen als das Thema Partnerschaft. Für Christine ist ihr Mann, mit dem sie seit 27 Jahren verheiratet ist, ein zentraler Fixpunkt in ihrem Leben, vor allem seit sie nicht mehr arbeitet und die Kinder ausgezogen sind. Aus diesen Gründen hat die Partnerschaft für sie einen hohen Stellenwert. Christine erzählte, dass sie zum ersten Mal heiratete, als sie 22 Jahre alt war und im Alter von 24 und 26 Jahren die ersten beiden Kinder bekam. Nach zwölf Jahren wurde die Ehe jedoch geschieden. Christine heiratete einige Jahre später erneut und bekam mit 38 Jahren das dritte Kind. Durch ihre Scheidung hat sie eine recht zeitgemäße und *realistische* Auffassung bezüglich

Beziehungen, und ist sich dessen bewusst, dass heutzutage viele Partnerschaften nicht für immer halten. Trotzdem würde sie sich wünschen, dass sie mit ihrem Mann bis an ihr Lebensende zusammen bleibt.

Diese Ambivalenz wird auch in den Gesprächen mit den anderen Frauen an vielen Stellen deutlich: Man ist sich darüber im Klaren, dass Beziehungen nicht selten zerbrechen und die Scheidungsraten hoch sind, trotzdem wünscht man sich für sich selbst, dass die Beziehung möglichst lange hält und sehnt sich nach Stabilität und Sicherheit. Anders als Katja und Christine, die zumindest in jungen Jahren nie daran gezweifelt haben, dass sie ihren *Lebenspartner* einmal finden würden, haben Valerie und Melanie bereits in ihrem geringeren Alter ein sehr realistisches bis pessimistisches Beziehungsbild. Es scheint, als wären sie durch die Erlebnisse der älteren Generationen, bei denen bereits nicht wenige Scheidungen stattgefunden haben, *desillusioniert* worden, während Christine als junge Frau, geprägt von ihrer Eltern- und Großelterngeneration, bei denen Trennung und Scheidung weitgehend tabuisiert waren, mit einem optimistischen oder, wie sie selber sagt, *naïven* Blick auf Beziehungen und Ehen schaute. Christine erzählte, dass sie als Jugendliche und junge Erwachsene glaubte, dass eine Ehe stets bis zum Lebensende hält und man als Paar stets glücklich sein wird. Durch die eigenen Erlebnisse ist sich Christine heutzutage dessen bewusst, dass dies nicht immer der Fall ist. Melanie und Valerie teilen diese Ansicht bereits als junge Erwachsene, ohne selbst bereits verheiratet zu sein. Christine ist der Meinung, dass in Bezug auf Beziehungen eine positive Einstellung bis hin zu ein wenig Naivität nicht schaden könne, da es durch eine allzu pessimistische und negative Einstellung womöglich zu einer *sich selbst erfüllenden Prophezeiung* kommen, und man aufgrund der negativen Einstellung tatsächlich nicht in der Lage sein könne, eine glückliche, stabile Beziehung zu führen.

Melanie und Valerie befinden sich derzeit in keiner festen Partnerschaft. Beide erklärten, dass, wenn sie die *richtige Person* finden würden, sie sich durchaus eine lange Beziehung eventuell auch mit Kindern vorstellen könnten. Doch allein das Finden der *richtigen Person* halten sie für äußerst schwierig, ganz zu schweigen von der erfolgreichen Führung einer Beziehung auf längere Sicht. Valerie betonte allerdings, dass sie diese Flexibilität und Offenheit in Bezug auf Partnerschaften begrüßt, da sie glaubt, dass zu einer Zeit, als Scheidungen noch nicht üblich waren, viele Menschen sich jahre- oder jahrzehntelang in unglücklichen Partnerschaften befanden. Valerie bewertet es als positiv, dass es heutzutage

möglich ist, eine Beziehung, die nicht funktioniert, zu beenden und gegebenenfalls eine Neue zu beginnen. Gleichzeitig genießt sie es jedoch auch sehr, dass ihre eigene Herkunftsfamilie eine sehr stabile ist: Die Eltern sind nicht geschieden und zu ihnen und den Geschwistern unterhält sie ein gutes Verhältnis. Auch hier wird folglich wieder eine gewisse Diskrepanz zwischen dem innerlichen Wunsch nach Stabilität und Geborgenheit im eigenen Umfeld und der Realität bzw. den Erwartungen an diese deutlich.

Katja befindet sich schon seit vielen Jahren in einer festen Partnerschaft und ist mit ihrem Mann nun seit sieben Jahren verheiratet. Sie berichtete nicht von ähnlichen Bedenken in Bezug auf Beziehungen wie Melanie und Valerie sie haben, doch hatte auch Katja einige Beziehungen vor der jetzigen, die nicht dauerhaft hielten. Doch für sie bestand nie ein Zweifel, dass sie eines Tages einen Partner finden würde, mit dem sie sich vorstellen kann, bis an ihr Lebensende zusammen zu bleiben, und den meint sie, nun gefunden zu haben.

Bezüglich ihrer Einstellung zu Partnerschaften sind Melanie und Valerie *typische* Angehörige der Generation Y, wie sie bei vielen AutorInnen beschrieben wird. Bei Hurrelmann und Albrecht heißt es, dass Ypsiloner häufig einen realistischen Blick auf Beziehungen haben und sich trennen, sobald eine Beziehung nicht mehr funktioniert (vgl. Hurrelmann und Albrecht 2014: 89). Michael Nast geht sogar noch einen Schritt weiter und moniert, dass die Generation gar gänzlich *beziehungsunfähig* sei (vgl. Nast 2015). Wie bereits im dritten Kapitel erwähnt, führt er diese Annahme auf einen vermeintlich egozentrischen Charakter vieler junger Menschen zurück, die stets nur auf die Optimierung ihres eigenen Lebens bedacht und dadurch nicht bereit seien, sich auf andere Menschen einzulassen und mit ihnen gemeinsam an einer Beziehung zu arbeiten. Sobald eine Kleinigkeit nicht zu passen scheine, gäben viele, so Nast, schon auf und trennten sich. Man suche nach dem *optimalen* Partner, der in der Form jedoch nicht existiere, da es mit jedem Menschen früher oder später zu Reibungspunkten komme. Laut Nast tragen junge Leute folglich selbst die Schuld dafür, dass ihre Beziehungen oftmals nicht lange halten. Diese Theorie auf Valerie und Melanie zu übertragen, wäre jedoch keineswegs angebracht. Darüber lässt sich auf Basis der Interviews nicht urteilen, dies soll an dieser Stelle folglich unbedingt vermieden werden. Nasts Artikel ist zum Teil polemisch und zugespitzt formuliert und lässt sich in der Form sicherlich nur auf eine Minderheit übertragen, doch bietet er durchaus Denkanstöße in Bezug auf das Sozialleben der jungen Generation.

Aus Sicht der von mir analysierten Beiträge zur Well-being Anthropology kann an dieser Stelle erneut auf die schon in den vorherigen Unterkapiteln diskutierte Relevanz eines intakten Soziallebens verwiesen werden, die auch bezüglich fester Partnerschaften gültig ist. Die Enttabuisierung von Trennungen und Scheidungen heutzutage kann man generell als zuträglich für das subjektive Well-being eines Menschen bezeichnen, da problematische Beziehungen, in denen viel gestritten oder einer der Beteiligten vom anderen gar psychisch oder physisch missbraucht wird, einen Menschen emotional sehr beeinträchtigen, was sich wiederum auf alle anderen Lebensbereiche negativ auswirken kann. Insofern ist es zu begrüßen, dass derartige Beziehungen heutzutage leichter beendet werden können als es noch vor fünfzig Jahren der Fall war. Andererseits kann man es jedoch auch als dem subjektiven Well-being abträglich bezeichnen, dass womöglich teilweise auch Beziehungen zu schnell beendet werden, aufgrund von Problemen, die durch eine verbesserte Kommunikation und Einsatzbereitschaft vielleicht hätten gelöst werden können. Langfristig kann es sicherlich in einigen Fällen für Unzufriedenheit sorgen, wenn Beziehungen häufig schnell beendet werden, oder man sich aus Angst vor einer etwaigen Trennung gar nicht erst auf sie einlässt. Hier scheint der *Mittelweg* der richtige bzw. dem Well-being zuträglichste Weg zu sein: Ernsthaft schädliche und tatsächlich nicht mehr funktionierende Beziehungen sollten beendet werden. Wegen alltäglicher Streitigkeiten, zu denen es in den meisten Beziehungen regelmäßig kommt, sollte man sich jedoch nicht gleich voneinander trennen, ohne vorher an der jeweiligen Problematik gearbeitet zu haben. Dafür sind sicherlich Menschenkenntnis und emotionale Reife von Nöten, an der es vielleicht gerade den jüngeren Angehörigen der Generation Y zum Teil noch mangelt, was jedoch bei jungen Menschen durchaus *normal* ist. Mit zunehmendem Alter und zunehmender Lebenserfahrung kann sich der Charakter jedoch in dieser Hinsicht noch weiterentwickeln, was dazu verhelfen kann, zwischenmenschliche Konflikte besser einschätzen und lösen zu können. So wird es womöglich auch vielen der von Nast als beziehungsunfähig bezeichneten jungen Menschen ergehen.

4.2.5 Der Begriff *Freizeit* - Raum zur *Selbstverwirklichung*

„Ein bisschen Freizeit gehört immer dazu.“ (Melanie)

Bei der Freizeit handelt es sich um einen Teilbereich des Lebens, der für alle Befragten auf ähnliche Weise wichtig zu sein scheint. Auch wenn für jede ebenfalls die Arbeit einen hohen Stellenwert besitzt, scheint trotzdem keine gefährdet zu sein, Freizeit oder Privatleben stark zu vernachlässigen und gar zum sogenannten *Workaholic* zu werden. Diese Bezeichnung fällt in den Interviews des Öfteren, und das stets in einem ablehnenden Kontext, da keine der Interviewpartnerinnen sich vorstellen kann, selbst *arbeitssüchtig* zu werden.

Den Begriff *Freizeit* haben lediglich Melanie und Christine für das Interview ausgewählt, doch bei allen wurde dieses Thema angesprochen; bei Katja und Valerie vor allem bei der Besprechung des *Work-Life-Balance*-Begriffs. Melanie legt einen besonders großen Wert auf ihre Freizeit, die sie für die Ausübung ihrer Hobbys nutzt. Zu diesen zählt, wie bereits im Kapitel zum Begriff Freunde erwähnt, das Lesen von Büchern, Comics, das Schauen von Filmen, das Sammeln von Fanartikeln oder auch das Besuchen von Fanmessen. Besonders interessiert sie sich für das *Fantasy*-Genre. Melanie identifiziert sich sehr mit ihren Hobbys und wünscht sich Freunde, die mit ihr diese Hobbys teilen. Mit jemandem befreundet zu sein, der ihre Hobbys nicht akzeptiert, kann sie sich nicht vorstellen, da sie ihnen den Großteil ihrer Freizeit widmet.

Valerie besitzt ebenfalls ein Hobby, mit dem sie ihre Freizeit zu großen Teilen ausfüllt. Dabei handelt es sich um die Musik und vor allem den Gesang. Sie ist Mitglied des Wiener Singvereins, singt und spielt Klavier in einer von ihr selbst gegründeten Band und komponiert eigene Lieder. Dieses Hobby ist ihr, ähnlich wie Melanie, sehr wichtig und ein zentraler Bestandteil ihres Lebens und ihrer Persönlichkeit.

„Und dann hab‘ ich natürlich auch noch meine Band und meine Musik, die ich halt mach‘, und wo ich auch mehr in die Richtung noch machen möchte, weil das halt natürlich was ist, was einem sehr viel gibt.“ (Valerie)

Die Musik nannte Valerie als wichtigsten Bereich in ihrem Leben. Trotzdem will sie dieses Hobby nicht unbedingt zum Beruf machen. Es freue sie zwar, wenn es einen Großteil ihrer freien Zeit einnimmt und sie auch ein wenig Geld damit verdient, doch sei sie damit einverstanden, wenn es ein Hobby bleibt. Dieser Mei-

nung ist auch Melanie: Wenn sie später einmal arbeiten wird, möchte sie Hobby und Beruf strikt trennen. Beides werden jedoch immer wichtige Bereiche ihres Lebens sein, lautete Melanies Einschätzung.

Katja bezog sich im Interview ebenfalls auf bestimmte Freizeitbeschäftigungen, denen sie gern nachgeht, wie zum Beispiel sportliche Betätigung, Entspannung im eigenen Garten, das Treffen von Freundinnen oder Urlaub. Auch ihr sind diese Dinge wichtig, doch kommen sie in ihrem Leben zu kurz seit sie Mutter ist, so Katja. Sie wünsche sich, dass sie, wenn die Kinder etwas älter sind, wieder mehr Zeit für sich und ihre eigene Freizeitgestaltung haben wird. Allerdings verbringt sie besonders am Wochenende ihre Freizeit auch gern mit den Kindern, spielt mit ihnen im Garten oder unternimmt Ausflüge.

Christine hingegen beschwerte sich über das gegenteilige Problem: Da sie schon seit über zehn Jahren nicht mehr arbeitet und ihre Kinder ausgezogen sind, steht ihr sehr viel Freizeit zur Verfügung, die sie komplett frei gestalten kann. Doch fiele es ihr nicht immer leicht, diese umfangreiche Freizeit auch sinnvoll zu nutzen, erläuterte Christine. Sie arbeitet ehrenamtlich in einem Krankenhaus als *Grüne Dame*, das heißt, sie besucht PatientInnen, führt Gespräche mit ihnen und erledigt Besorgungen für sie. Vor Weihnachten arbeitet sie außerdem jedes Jahr auf dem Weihnachtsmarkt. Diese beiden Tätigkeiten definiert Christine nicht wirklich als Arbeit, sondern betrachtet sie vielmehr als Freizeitbeschäftigung, da sie ihnen freiwillig nachgeht, auf das Geld nicht unbedingt angewiesen ist und sie ihr viel Freude bereiten. Ihr gefällt es außerdem, sich bei diesen Aktivitäten *gebraucht* zu fühlen und sozusagen noch einen *Fuß im Arbeitsleben* zu haben, was in ihrem sonstigen Alltag nicht mehr der Fall ist. Darüber hinaus verbringt Christine ihre Freizeit auch gern mit Wanderungen mit ihrem Mann, Kinobesuchen, kulturellen Veranstaltungen und Sport. Christine genießt es durchaus, ihre Zeit völlig frei gestalten zu können, obwohl sich dies nicht immer als einfach gestaltet und sie sich manchmal fragt, ob sie ihre Zeit nicht noch sinnvoller nutzen könnte. Sie meinte, dass ihr genau der Überschuss an Freizeit, über den sie nun verfügt, früher, als sie noch arbeitete und die Kinder noch klein waren, gefehlt hat. In dieser Hinsicht unterscheidet sie sich stark von den anderen Interviewpartnerinnen, denen durch Arbeit, Studium, Schule und Familie eher zu wenig als zu viel Freizeit zur Verfügung steht. Gemeinsam ist ihnen jedoch allen, dass die Freizeit einen hohen Stellenwert genießt und für diverse, sinnstiftende Aktivitäten genutzt wird.

Hurrelmann und Albrecht bezeichnen die Freizeit als einzigen Lebensbereich, in dem Angehörige der Generation Y völlig autonom agieren und den sie völlig frei gestalten können (vgl. Hurrelmann und Albrecht 2014: 149). Da viele sich sehr lange in ihrer Ausbildungszeit oder auch in prekären Arbeitsverhältnissen befinden, besitzen sie in diesen Lebensbereichen keine allzu große Entscheidungsmacht, sondern müssen sich oftmals völlig nach dem richten, was Vorgesetzte ihnen auftragen. Die Freizeit ist folglich der Bereich, in dem man sich *ausleben* kann. Auch Valerie und Melanie bezeichnen ihre Freizeit und damit zusammenhängend ihre Hobbys als wichtige, wenn nicht sogar die wichtigsten Elemente ihres Lebens neben dem sozialen Bereich, und leben in diesen Bereichen ihre Individualität aus. Als Schülerin, Studentin und Teilzeitbeschäftigte haben sie in diesen Bereichen nicht viel zu bestimmen und zu entscheiden, während dies bei ihren Hobbys der Fall ist.

In der Well-being Anthropology tritt das Thema Freizeit und Hobbys nicht selten im Zusammenhang mit den Bereichen Geld und Konsum in Erscheinung. Diener und Oishi gehen beispielsweise auf die *theory of needs* des Psychologen Abraham Maslow ein (vgl. Diener und Oishi 2000: 187). Diese Theorie besagt, Menschen seien dann zufrieden, wenn ihr Geld ausreiche, um einerseits ihre Grundbedürfnisse zu stillen, und andererseits jedoch auch, um ihre Hobbys zu finanzieren. Diese dienten der Selbstverwirklichung und machten Menschen somit glücklich. Dies scheint sich bei meinen Interviewpartnerinnen durchaus zu bestätigen: Sie beschrieben die Ausübung ihrer Hobbys und den Genuss von ausreichend Freizeit als erfüllend und ausgleichend, was für ein zufriedenes Leben unbedingt notwendig ist. Arbeit halten sie zwar für ebenfalls wichtig (allein schon, um sich die Ausübung der Hobbys leisten zu können), doch sind sie der Ansicht, dass zu viel Arbeit dem Wohlbefinden schaden könne, und dass jeder Mensch ein gewisses Maß an Freizeit brauche. Deshalb wertschätzen meine Interviewpartnerinnen ihre Freizeit sehr. Dies scheint ihrem persönlichen Well-being durchaus zuträglich und außerdem laut der von mir vorgestellten Charakterisierungen der Generation Y durchaus gängig bei Personen dieser Altersklasse zu sein. Hier muss jedoch erwähnt werden, dass auch die 64-jährige Christine, die zu einer älteren Generation gehört, ihre Freizeit trotz des Überschusses ebenfalls wertschätzt und ihre Hobbys für wichtig hält.

4.2.6 Die Begriffe *Geld/Konsum* - Schlägt Glück Geld?

„Früher war ich immer sehr idealistisch und hab‘ mir gedacht: ‚Nein, es ist mir ganz egal‘, und so weiter. Und jetzt bin ich schon so weit, dass ich halt merke, es ist einfach notwendig, dass man ausreichend Geld hat.“ (Valerie)

Über die Themengebiete Geld und Konsum wollten sowohl Valerie als auch Katja und Melanie mit mir sprechen. Alle drei gaben an, dass diese Bereiche keine übergeordnete Rolle in ihrem Leben spielten, doch dass sie trotzdem eine gewisse Relevanz besäßen. Wie in dem Zitat oben angedeutet, berichtete vor allem Valerie, dass sie als sie jünger war der Meinung war, man könne auch mit sehr wenig Geld auskommen und zufrieden sein, doch sei ihr mittlerweile klar geworden, dass es durchaus lebensnotwendig ist, über eine nicht allzu geringe Summe an Geld im Monat verfügen zu können. Auch die Schülerin Melanie, die ihr eigenes Geld bei einer kleinen Nebentätigkeit verdient, glaubt, dass eine ausreichende Menge Geld schlichtweg vorhanden sein muss, um einerseits die Grundbedürfnisse befriedigen, und sich darüber hinaus auch kleinere und größere Wünsche erfüllen zu können.

„Es ist mir schon wichtig, weil ich will ja... Also, so meine Vorstellung von der Zukunft ist so, dass ich irgendwie ein schönes Haus hab‘ und so, und meine Kinder... nicht wirklich verwöhnen kann, weil dann wären sie irgendwie verwöhnte Kinder und die mag ich nicht. Aber ja, also, ich würd‘ schon gern einen Job haben, wo ich was verdien‘.“
(Melanie)

Bei allen drei Interviewpartnerinnen, die über die Bereiche Geld und Konsum gesprochen haben, wurde deutlich, dass Geld bei ihnen sowohl bezüglich der Lebenshaltungskosten eine große Rolle spielt, es jedoch auch als angenehm empfunden wird, wenn man sich, auch über diese notwendigen Ausgaben hinaus, bestimmte Dinge leisten kann. Dies waren für jede Interviewpartnerin völlig unterschiedliche Dinge, alle hingen jedoch mit Freizeitgestaltung, Hobbys und zum Teil auch mit Selbstverwirklichung zusammen.

Bei Valerie stellten wir während des Gesprächs gemeinsam fest, dass sie ihr Geld am liebsten für *Erlebnisse* und nicht für materielle Güter ausgibt. Sie reist gern, besucht Konzerte, Museen, Restaurants und Bars und geht gern ins Kino. Das Einkaufen von Gütern wie zum Beispiel Kleidung bereitet ihr hingegen keine Freude. Auch *klassische* Statussymbole wie ein eigenes Auto oder eine eigene Wohnung haben für Valerie keine Bedeutung.

Melanie investiert ihr Geld am liebsten in ihre Hobbys: In Bücher, Fanartikel, Kinobesuche oder Fanmessen. Sie erwähnte, dass ihre MitschülerInnen ihr Geld

gern fürs *Fortgehen* oder für *Shopping* ausgaben. Dafür habe Melanie kein Verständnis. Obwohl sie bereit ist, für ihre Hobbys einiges an Geld auszugeben, betonte sie trotzdem, dass man stets auch Geld sparen sollte, falls man für unerwartete Kosten wie Nachzahlungen oder Reparaturen aufkommen muss. Auch Katja hob dies hervor: In einem Haushalt mit zwei Kindern fallen hohe Kosten für die verschiedensten notwendigen Dinge an, wie etwa Kleidung, Haushaltsgegenstände, oder auch Geschenke zu Gelegenheiten wie Geburtstagen, Weihnachten oder Ostern. Als Luxus bezeichnete Katja die beiden Autos, die sich die Familie leistet, und auf die sie ungern verzichten würde. Über die notwendigen Alltagsausgaben hinaus leistet sich Katja ebenfalls gern Güter, die ihr persönlich Freude bereiten. Anders als Melanie und Valerie geht sie gern einkaufen und kauft, wenn sie es sich leisten kann, mit Vorliebe Dinge wie Taschen, Schmuck, Kleidung und ähnliches.

„Ich gebe schon auch gerne Geld für mich aus. [...] Das können so Kleinigkeiten sein. Also, das kann ein süßes Armband sein, was ich gerne möchte. [...] Das kann ich mir dann schon auch gönnen.“ (Katja)

Es fällt auf, dass bei allen drei Befragten im Zusammenhang mit dem Ausgeben von Geld häufig die Formulierung *sich etwas gönnen* fällt. Jede Befragte verstand darunter etwas anderes, doch ist es allen ein Bedürfnis, sich schöne Dinge leisten zu können, an denen sie persönlich Freude haben und die zu ihrer generellen Lebenszufriedenheit beitragen. Katja gab sogar an, dass das Einkaufen sie *glücklich* mache. Auch erwähnten alle drei, dass sie nicht ungern ein wenig mehr Geld zur Verfügung hätten, um einerseits die Lebenshaltungskosten mit etwas mehr Leichtigkeit decken, und andererseits auch nebenbei noch Hobbys und andere Güter finanzieren zu können, die der Freizeitgestaltung oder gar der eigenen Selbstentfaltung dienen (wie bei Valerie vor allem das Musizieren). Besonders Katja und Valerie wünschen sich außerdem, es sich leisten zu können, ihre Wohnung bzw. ihr Haus zu renovieren und ganz nach eigenem Geschmack einzurichten. Momentan sei ihnen dies nicht möglich.

Trotz der zentralen Rolle, die die Befragten dem Geld und dem Konsum zugestanden, kritisierten alle, dass Geld einen zu großen, nicht selten schädlichen Einfluss auf die Gesellschaft besäße, beispielsweise in Form von Korruption. Auch glauben die Befragten, dass sehr wohlhabende Menschen es im Leben meist wesentlich leichter hätten als ärmere, was sie als ungerecht empfinden.

Die Bereiche *Geld* und *Konsum* sind sowohl in der Literatur zum Thema Well-being als auch in der über die Generation Y zentral. An dieser Tatsache und auch daran, dass meine drei Hauptinterviewpartnerinnen über diese Bereiche sprechen wollten, wird ihre aktuelle Relevanz und Brisanz deutlich. Hurrelmann und Albrecht betonen, dass für die Generation Y materieller Besitz zunehmend unwichtiger wird (vgl. Hurrelmann und Albrecht 2014: 171). Auch Statussymbole wie Autos, die bei vorherigen Generationen noch eine große Rolle spielten, werden unbedeutender. In dieses Bild fügt sich sicherlich am besten Valerie ein, da sie ebenfalls betonte, dass ihr materieller Besitz nicht wichtig sei und sie ihr Geld lieber in positive, die Persönlichkeit bereichernde Erlebnisse investiere.

Auch die Autorin Kerstin Bund schreibt, dass viele Angehörige der Generation auch mit einem geringeren Einkommen zufrieden seien, wenn ihnen dafür ihre jeweilige Arbeit sinnvoll erscheint und ihnen Freude macht (vgl. Bund 2014). In ihrem Buch mit dem Titel „Glück schlägt Geld“ stellt Bund die These auf, dass die eigene Zufriedenheit mit der Arbeits- und Lebenssituation der Generation Y wichtiger sei als ein hohes Einkommen. Dies scheint auf die Interviewpartnerinnen teilweise zuzutreffen, auch wenn alle im Interview darauf verwiesen, dass es sich bei Geld trotzdem um ein schlicht notwendiges Gut handelt, von dem ausreichend vorhanden sein muss.

Melanie gibt, ähnlich wie Valerie, ihr Geld am Liebsten für Dinge aus, die ihrer Selbstentfaltung dienen, wie etwa ihre Hobbys, die sie als wichtigen Teil ihrer Persönlichkeit erachtet. Katja hingegen gesteht, dass sie gern *Shopping* betreibt und sich schöne Dinge wie Kleidung oder Schmuck leistet, und hält auch den Besitz eines Autos für wichtig. In dieser Hinsicht scheinen Valerie und Melanie folglich mehr dem von Hurrelmann, Albrecht und Bund gezeichneten Bild der Generation Y zu entsprechen.

Vergleicht man sie mit den von Valerie, Melanie und Katja getroffenen Aussagen zu den Themen Geld und Konsum, ist innerhalb der Theorien der Well-being Anthropology die oben bereits genannte *theory of needs* von Maslow die treffendste (vgl. Diener und Oishi 2000: 187). Meine Interviewpartnerinnen gaben alle an, dass sie sich von ihrem Geld gern etwas *gönnen*, und es gern in Objekte und Aktivitäten investieren, die sie persönlich bereichern und die der persönlichen Weiterentwicklung dienen, wie auch die Theorie es impliziert. Zieht man jedoch die von Diener und Oishi erläuterte Studie in Betracht, laut der die Lebenszufriedenheit in westlichen Ländern seit dem Zweiten Weltkrieg trotz des

sich vergrößernden materiellen Wohlstands relativ gleich geblieben ist, könnte man hier die Frage stellen, ob es sich nicht bei dem Wunsch, sich mithilfe seines Geldes bzw. Einkommens selbst entfalten und verwirklichen zu können, um eine von der (Werbe-)Industrie eingeredete Illusion handeln könnte, die in Wahrheit jedoch keineswegs zu größerer Zufriedenheit führt. Darauf könnte auch die Tatsache hindeuten, dass die drei Interviewpartnerinnen angaben, dass sie, obwohl sie eigentlich mit keinen größeren finanziellen Problemen konfrontiert sind, gern zumindest ein wenig mehr Geld zur Verfügung hätten. Hier stellt sich die Frage, ob sie dieses Geld tatsächlich bräuchten, oder ob es sich lediglich um von der Industrie und der kapitalistischen Gesellschaft beeinflusste Begehrlichkeiten handelt. Allerdings muss auch erwähnt werden, dass trotz alledem alle Interviewpartnerinnen im Gespräch betonten, dass das ihnen zur Verfügung stehende Geld generell ausreiche, und es sich um einen nicht unbedingt notwendigen Luxus handelte, hätten sie mehr Geld zur Verfügung.

Diener und Oishi sprechen sich generell für eine weniger materialistische Welt aus, in der persönliches Wachstum, Freizeit und Beziehungen mehr wertgeschätzt werden als materieller Wohlstand. Innerhalb der Generation Y scheinen sich die Prioritäten tendenziell tatsächlich hin zu weniger Materialismus und einer größeren Fokussierung auf das Privatleben in Form von sozialen Kontakten und Selbstverwirklichung zu verschieben. Ob sich dies jedoch auch langfristig in dieser Form bestätigen wird, bleibt abzuwarten. Weitere (Langzeit-)Studien zu der Thematik wären notwendig, um genauere Aussagen über die Einstellung der Generation Y zum Thema Geld, Materialismus und Wohlstand treffen zu können.

4.2.7 Der Begriff *Work-Life-Balance* - Trennung versus Verschmelzung von Privatleben und Beruf

„Was ich mir wünsche, ist ein Job, bei dem ich mit Dingen zu tun hab‘, die mich privat auch so interessieren, dass es mich nicht stört, wenn ich mich privat auch damit beschäftige.“ (Valerie)

Für das Thema *Work-Life-Balance* entschieden sich Valerie und Katja bei ihren Interviews. Besonders bei Katja handelt es sich dabei um eine sehr aktuelle Thematik, da sie ihr Familien- und ihr Arbeitsleben miteinander vereinbaren muss, was oft mit Schwierigkeiten einhergeht. Katja erwähnte zwar, mit ihrer Arbeit an

sich sehr zufrieden zu sein, wünscht sich jedoch trotzdem mehr Zeit für ihre Kinder. Sie beschreibt das Verhältnis zwischen Arbeit und Freizeit zu der Zeit, als sie noch keine Kinder hatte, als ausgewogener, da sie in der Freizeit nur auf sich selbst gestellt war.

„Die Balance zwischen Arbeiten und Leben ist für mich als Mama natürlich auch nochmal ‘n bisschen schwieriger. Einfach weil man ja selber viel zurückstecken muss. Ich geh‘ arbeiten und in der Zeit, wo ich, sag‘ ich mal, Freizeit habe, Freizeit ist für mich dann natürlich, Zeit mit meinen Kindern zu verbringen. Aber auch in meiner Freizeit muss ich natürlich gucken, dass der Haushalt gemacht wird.“ (Katja)

Generell stelle es für Katja jedoch kein Problem dar, wenn sich ihr Arbeits- und ihr Privatleben überschneiden. Für sie müssen beide Welten nicht notwendigerweise strikt voneinander getrennt sein. Da ihr die Arbeit im Kindergarten sehr gefällt und sie sich mit ihren KollegInnen gut versteht, beschäftigt sie sich auch zuhause gern mit der Arbeit, trifft sich auch privat mit den KollegInnen und veranstaltet zuhause Elternabende. Seit sie eigene Kinder hat, komme dies allerdings seltener vor als zuvor, da die Prioritäten neu gesetzt werden: Die eigene Familie ist nun wichtiger als die Arbeit, welche nun nicht mehr hauptsächlich der eigenen Erfüllung dient, sondern vielmehr dem Broterwerb, um die Familie ernähren zu können. Für die Zukunft wünscht Katja sich jedoch auch wiederum etwas mehr Zeit für sich selbst.

Während bei Katja das Leben hauptsächlich in die beiden Bereiche Arbeit und Familie eingeteilt ist, existieren bei Valerie viele Lebensbereiche gleichzeitig: Ihre Teilzeitstelle, das Studium, die Musik als wichtigstes Hobby und auch zum Teil als Einnahmequelle, und das Privatleben bzw. soziale Leben. Grundsätzlich gefällt es Valerie gut, dass ihr Leben momentan durch diese unterschiedlichen Bereiche abwechslungsreich ist und sich die Bereiche inhaltlich gegenseitig ausgleichen. Auf der Arbeit geht es beispielsweise hauptsächlich um automatisierte Abläufe, die kaum hinterfragt werden müssen, während es im Studium weitgehend auf Kreativität, kritisches Denken und Eigenständigkeit ankommt. Bei der Musik handelt es sich um den Lebensbereich, der Valerie am meisten Freude bereitet und ihr Sinn stiftet.

Für das Leben nach dem Studium wünscht sich Valerie einen Beruf, der sie so sehr interessiert und fordert, dass sie sich auch privat gern damit beschäftigt und deshalb Arbeits- und Privatleben nicht strikt trennen muss bzw. möchte. Hier ergeht es ihr also ähnlich wie Katja, die diese Art von Beruf für sich persönlich bereits gefunden hat.

Melanie und Christine entschieden sich beide nicht für den Begriff *Work-Life-Balance*. Für Melanie ist er als Schülerin womöglich *noch* von keiner besonderen Relevanz, während er für Christine keine hohe Relevanz *mehr* besitzt. Trotzdem haben sich beide vor allem bei der Besprechung des Freizeit-Begriffs, über den beide sprechen wollten, indirekt zum Thema Work-Life-Balance geäußert.

„Also, ich würd‘ gerne, wenn ich älter bin, also wenn ich dann mit dem Studium fertig bin, so eher – Wie sagt man das jetzt? – Kostüme tragen und so. Das heißt, ich müsste dann so nach außen hin eher so konservativ sein. [...] Und dann so innerlich, in Wirklichkeit, so in der Freizeit, total durchgeknallt. Also, muss nicht sein, dass das im Job irgendwie so mit einfließt.“ (Melanie)

Anders als Valerie und Katja würde Melanie ihren Beruf später einmal gern von ihrem Privatleben getrennt halten. Auch ihre Selbstpräsentation auf der Arbeit und in der Freizeit würde sie gern völlig anders gestalten: Im Beruf eher seriös und in der Freizeit „durchgeknallt“, wie sie es ausdrückt. Auch ihre Hobbys müssten nicht ins Berufsleben mit einfließen, sondern ihnen würde sie sich gern weiterhin nur in der Freizeit widmen.

Christine beschwerte sich im Interview, wie oben bereits erwähnt, sie habe mittlerweile *zu viel* Freizeit und würde eigentlich gern wieder mehr arbeiten. Ihre Nebentätigkeiten wie das Ehrenamt im Krankenhaus oder das Arbeiten auf dem Weihnachtsmarkt bereiteten ihr Freude, weshalb sie sie beinahe eher als Freizeitbeschäftigung denn als Arbeit definiert.

„Was mir früher an Freizeit gefehlt hat, habe ich heute zu viel.“ (Christine)

Darüber hinaus fällt es Christine oftmals schwer, ihre viele Freizeit *sinnvoll* zu nutzen. Sie meint, sie würde zu viel fernsehen, obwohl sie eigentlich aktiver sein könnte. Während sich Katja also eher über zu *wenig* Zeit für sich selbst und die Familie beschwert, ist bei Christine eher zu *viel* Zeit für solche Dinge eine Schwierigkeit, mit der sie früher, als sie jünger war, noch nicht konfrontiert war. Hier werden erneut die unterschiedlichen Lebensphasen besonders deutlich, in denen sich die Interviewpartnerinnen befinden. Melanie und Valerie, die (noch) keine eigenen Familien haben und keiner Vollzeitbeschäftigung nachgehen, verfügen über ein recht ausgewogenes Verhältnis zwischen Arbeit und Privatleben, während Katja gern mehr Zeit für ihr Privatleben zur Verfügung hätte.

Die Einordnung der *Work-Life-Balance*-Thematik in die Theorien rund um den Well-being-Begriff und die Generation Y hängt eng mit der Einordnung einerseits des *Freizeit*-Begriffs und andererseits der Begriffe *Arbeit/Beruf* zusammen

und entspricht ihr weitgehend. Deshalb soll an dieser Stelle nicht näher auf die Einbettung eingegangen werden, um allzu viele inhaltliche Wiederholungen zu vermeiden. Es soll nur kurz festgehalten werden, dass alle Interviewpartnerinnen Wert auf eine ausgeglichene Work-Life-Balance legen, was der psychischen und physischen Gesundheit vermutlich sehr zuträglich ist. Keine von ihnen droht, sich zu überarbeiten und sich keinerlei Zeit für sich selbst zu nehmen. Dies ist im Sinne des Well-beings sehr zu begrüßen und entspricht außerdem den von den AutorInnen getätigten Aussagen über die Generation Y, laut denen letztere allgemein eine ausgewogene Work-Life-Balance wertschätzt, und die Karriere oftmals nicht über das Privatleben stellt.

4.2.8 Die Begriffe *Ausbildung/Studium* - Das Studium als Chance zur persönlichen Weiterentwicklung

„Da hatte ich irgendwie immer das Gefühl, ich bin sehr privilegiert: Ich darf studieren, also muss ich das auch. [...] Und dann irgendwann ist mir aufgefallen, dass die privilegierte Position eigentlich nicht ist, dass ich studieren kann und es deshalb muss, sondern dass ich mich eben *entscheiden* kann, ob ich studier‘ oder nicht, und dass *das* eigentlich noch ein viel größeres Privileg ist.“ (Valerie)

Valerie war die Einzige der Interviewpartnerinnen, die sich dafür entschied, über die Bereiche *Ausbildung* und *Studium* zu sprechen. Dies hängt höchstwahrscheinlich damit zusammen, dass Valerie auch die Einzige ist, die aktuell ein Studium absolviert. Wie oben im Zitat angedeutet, empfand Valerie, nachdem sie die Matura abgeschlossen hatte, eine Art gesellschaftlichen Druck, durch den sie sich regelrecht gezwungen sah, zu studieren. Ihre Eltern hatten studiert, ihre Geschwister studierten und alle MitschülerInnen aus ihrer damaligen Schulklasse hatten vor, zu studieren. Valerie hielt es für ein *Privileg*, studieren zu dürfen und zu können, obwohl sie nicht genau wusste, was sie überhaupt studieren sollte. Schließlich entschloss sie sich aufgrund ihres Interesses für Ostasien für das Studienfach Sinologie. Trotz des Interesses füllte das Studium Valerie jedoch nie völlig aus, und auch welche Art von Beruf sie durch das Studium anstreben sollte, war ihr nie gänzlich klar. Valerie erzählte, dass sie dadurch mit der Zeit für sich selbst feststellte, dass das eigentliche Privileg nicht war, dass sie studieren konnte und es deshalb auch musste, sondern dass sie die freie Wahlmöglichkeit ge-

habt hätte, zu studieren oder auch etwas anderes zu machen, etwa eine Ausbildung.

„Und dadurch, dass ich irgendwie gemerkt hab‘, ich hab‘ die Wahl, [...] ist das Problem dazu gekommen, dass die Wahl auch eine Qual ist irgendwie.“ (Valerie)

Valerie beschrieb, dass sie nach der Matura nicht viele Auswahlmöglichkeiten kannte und deshalb auch nicht genau wusste, welchen Lebensweg sie nach der Schule einschlagen sollte. Sie empfindet die zahlreichen Wahlmöglichkeiten zum Teil gar als *Qual*. Es existierten heutzutage so zahlreiche unterschiedliche Wege, die man im Leben einschlagen kann, dass es schwer falle, sich für einen zu entscheiden, so Valerie. Sie begrüßt einerseits die *offenen Lebensläufe*, von denen auch bei Hurrelmann und Albrecht die Rede ist (vgl. Hurrelmann und Albrecht 2014: 35), da durch sie das Leben abwechslungsreich, flexibel und auch ein wenig *aufregender* wird, andererseits gesteht sie jedoch auch ein, dass Entscheidungen dadurch oftmals erschwert werden, man leicht die Orientierung verliert und sich unsicher ist, was genau man mit seinem Leben anfangen soll.

Mittlerweile scheint sich Valerie jedoch gut mit ihrer Situation arrangiert zu haben. Sie wird das Sinologiestudium abschließen und arbeitet seit einiger Zeit zusätzlich 20 Stunden pro Woche, um genügend Geld zur Verfügung zu haben. Seit sie arbeitet, betrachtet sie das Studium fast schon eher als Freizeitbeschäftigung, da es ihr inhaltlich besser gefällt und mehr Freude bereitet als die Arbeit. Insgesamt hält sie die Kombination von Studium und Arbeit für einen willkommenen Ausgleich im Alltag.

Melanie möchte nach der abgeschlossenen Matura ebenfalls studieren, und hat sich bereits für das Fach Physik entschieden. Sie interessiert sich sehr für dieses Fach und glaubt, dass man nach dem Abschluss einmal einen sicheren Arbeitsplatz haben wird, was ihr sehr wichtig ist. Sie würde kein Fach studieren wollen, wo die Chancen auf einen Arbeitsplatz hinterher schlecht aussähen.

Katja hat nicht studiert, sondern eine Ausbildung zur Kindergartenpädagogin absolviert. Sie merkte bereits während eines Schulpraktikums im Kindergarten, dass sie später einmal mit Kindern arbeiten möchte. Nach dem Abitur begann sie folglich die Ausbildung und arbeitet nun schon seit 15 Jahren in dem Beruf. Ihre Entscheidung bereut sie keineswegs, sondern fühlt sich in den Bereich sehr wohl. Trotzdem denkt sie zurzeit darüber nach, eventuell noch ein Studium der Sozialen Arbeit zu beginnen. Dies wäre ihr laut ihrer eigenen Angaben nicht aus Karri-

eregründen wichtig, sondern vielmehr wegen der persönlichen Weiterentwicklung und –bildung, da sie das Fach für spannend hält und sie sich gern tiefergehend damit beschäftigen würde. Nun wartet sie jedoch ab, bis die Kinder ein wenig älter sind, und wird dann entscheiden, ob sie das Studium tatsächlich anfangen wird.

Auch Christine hat nicht studiert, sondern schloss als Jugendliche eine Ausbildung zur Fernmeldesekretärin ab. In dem Beruf fühlte sie sich allerdings nie besonders wohl, auch wenn sie es als positiv beschreibt, dass es sich um einen sicheren Arbeitsplatz handelte, dank dem sie stets über genügend Geld verfügte, auch als sie für eine gewisse Zeit alleinerziehende Mutter war. Darauf legte sie persönlich großen Wert. Trotzdem glaubt Christine in der Retrospektive, dass sie die Ausbildung in zu jungen Jahren begonnen hat und damals noch nicht in der Lage war, zu entscheiden, in welchem Beruf sie ihr Leben lang arbeiten möchte. Im Nachhinein, sagte sie, hätte sie vielleicht ebenfalls gern mit Kindern gearbeitet, was ihr allerdings damals noch nicht bewusst war. Christine empfand es, ähnlich wie Valerie, als die Erfüllung einer gesellschaftlichen Erwartung, dass sie einen derartig sicheren und stabilen, jedoch auch etwas monotonen Berufsweg eingeschlagen hat. Es wird deutlich, dass die Wahl eines Studiengangs oder einer Ausbildung durchaus früher und auch heutzutage mit gesellschaftlichen Erwartungen oder sogar einem gewissen Druck zusammenhängt, was die Betroffenen als negativ beschreiben. Ohne diese Erwartungen hätten sie sich womöglich in jungen Jahren anders entschieden.

Fast alle von mir vorgestellten AutorInnen, die sich zur Generation Y geäußert haben, charakterisieren diese als eine, deren Angehörige in großer Zahl studieren und sich bestmöglich ausbilden wollen. Dieses Phänomen wird auch bei meinen Interviewpartnerinnen deutlich: Melanie und Valerie studieren beide bzw. haben vor, zu studieren; Katja zieht es in Erwägung, ebenfalls ein Studium zu beginnen. Christine hingegen, die Ältteste der Befragten, hat nicht studiert. Für viele scheint ein Studium nach dem Schulabschluss heutzutage der einzig denkbare Weg zu sein, was Valerie kritisierte, da sie deshalb nach der Matura einen Druck von außen empfand. Auch berichtete Valerie von einer ähnlichen Problematik wie Hurrelmann und Albrecht: Es existieren so zahlreiche unterschiedliche Studiengänge und Berufsausbildungen, dass es einem schwer gemacht wird, sich für eine/n zu entscheiden (vgl. ebd.: 31). Es handelt sich um derart viele, dass es nicht mehr

möglich ist, einen Überblick zu behalten, was die Entscheidung zusätzlich erschwert.

Auch Bund, Nast und Urban charakterisieren die Generation Y als sehr interessiert an einer bestmöglichen Ausbildung. Nast ist sogar der Ansicht, viele Ypsiloner seien zu fixiert auf ihre eigene Karriere und deshalb nicht in der Lage, Zeit und Energie in zwischenmenschliche Beziehungen zu investieren. Bei meinen Interviewpartnerinnen ist letzteres sicherlich nicht der Fall, doch ist ihr Studium ihnen durchaus wichtig. Vor allem Valerie und Katja sehen ihr Studium bzw. ein mögliches Studium jedoch als Bereicherung für ihre Persönlichkeit und studieren aus einem individuellen Interesse heraus. Als klassisches *Karrieresprungbrett* betrachten sie das Studium nicht.

4.2.9 Die Begriffe *Arbeit/Beruf* - Arbeiten, um zu leben, oder leben, um zu arbeiten?

„Es ist aber für mich sehr, sehr, sehr wichtig, dass ich gerne zur Arbeit geh‘. [...] Wenn ich auf der Arbeit wertgeschätzt werde, und das werd‘ ich im Moment sehr, dann geh‘ ich halt gerne und das ist etwas, was ich sehr genießen kann einfach.“ (Katja)

Die Einzige, die sich beim Interview dafür entschied, über die Bereiche *Arbeit* bzw. *Beruf* zu sprechen, war Katja. Für sie spielt momentan die Arbeit die größte Rolle in ihrem Leben, verglichen mit den anderen Interviewpartnerinnen, die entweder noch die Schule besuchen, studieren oder bereits pensioniert sind. Wie oben bereits erwähnt, arbeitet Katja seit 15 Jahren als Erzieherin in einem Kindergarten und fühlt sich sowohl in dem Beruf als auch speziell an ihrem Arbeitsplatz sehr wohl. Auch war es ihr nicht schwer gefallen, sich damals für diesen Beruf zu entscheiden. Als sie noch keine Kinder hatte, arbeitete sie in Vollzeit, doch seit die beiden Kinder auf der Welt sind, ist sie nur noch in Teilzeit angestellt, um mehr Zeit für sie zu haben.

„Es ist schon für mich auch wichtig gewesen, dass ich für mich was Sinnvolles mache, und das Gefühl hab‘, dass die Arbeit im Kindergarten ein sehr sinnvoller Beruf ist, und ich auch dafür kämpfe, dass der Beruf besser angesehen wird.“ (Katja)

Katja meinte, dass es ihr persönlich nicht wichtig oder für sie von oberster Priorität sei, dass sie *Karriere macht*, wie sie es ausdrückt, im Sinne einer sehr verantwortungsvollen, hohen Position mit hohem Einkommen. Für Katja steht im Vordergrund, dass sie ihren Beruf für sinnvoll hält. Sie hat das Gefühl, dass sie

durch die Arbeit mit den Kindern einen positiven Einfluss auf die Gesellschaft ausüben und dazu etwas beitragen kann, dass bei den Kindern bereits in sehr jungem Alter eine gute Grundlage für ihr späteres Leben gelegt wird. Katja ist es deshalb auch ein Anliegen, dass der Beruf des/der ErzieherIn generell besser angesehen wird und dass ErzieherInnen ein höheres Einkommen erhalten sollten. Katjas Rolle im Arbeitsleben und ihre Einstellung dazu hat sich jedoch, seit sie Mutter ist, verändert. Früher leitete sie eine Kindergartengruppe und genoss die verantwortungsvolle Position, mittlerweile ist sie nur noch Zweitkraft in der Gruppe, was ihr jedoch in der jetzigen Lebenssituation ebenfalls zusagt, da sie ihre Energie nun mehr für ihre eigene Familie braucht als nur für die Arbeit. Die Prioritäten verschieben sich: Früher war die Arbeit das Wichtigste und die Energie wurde vollkommen in sie investiert, heute hat die Familie diese Vorrangstellung eingenommen.

In allen vier Interviews stellte sich heraus, dass die Befragten den Bereichen Arbeit und Beruf einen hohen Stellenwert zuschreiben, allein schon aus dem Grund, dass man sich schlichtweg damit seinen Lebensunterhalt verdienen muss, jedoch auch, weil der richtige Beruf etwas sehr erfüllendes und sinnstiftendes sein kann. Katja scheint allerdings die Einzige zu sein, die diesen Beruf bereits für sich gefunden hat. Valerie und Melanie wünschten sich einen erfüllenden Beruf und Christine bedauerte, dass ihrer ihr zwar einst genügend Geld eingebracht, jedoch nie viel Freude bereitet hat. Auch Valerie fühlt sich in ihrer aktuellen Tätigkeit nicht wohl. Auf das Geld ist sie angewiesen, doch sie würde lieber einer Arbeit nachgehen, die sie für sinnvoller und erfüllend hält. Melanie dient ihr Nebenjob hauptsächlich zur Aufbesserung ihres *Taschengeldes*, an einen zukünftigen Beruf erwartet sie sich in erster Linie Sicherheit, ein nicht zu niedriges Einkommen, Stabilität und bestenfalls auch ihr persönliches Interesse. Für sie steht nun jedoch erst einmal der Studienbeginn im Vordergrund, während die letztendliche Berufswahl für sie momentan noch in weiter Ferne liegt.

Es zeigt sich, dass Arbeit für die Frauen, die sich in völlig unterschiedlichen Lebenssituationen befinden, ein relevantes Thema darstellt, das allerdings auch zwiegespalten ist: Einerseits muss das durch Arbeit generierte Einkommen für das tägliche Leben ausreichen und bestenfalls sollten auch Hobbys und gewisse Luxusgüter noch leistbar sein, andererseits wünscht man sich eine Tätigkeit, die sinnvoll erscheint. Diese zu finden scheint kein einfaches Unterfangen zu sein.

Die Charakterisierungen der Generation Y sind bezogen auf Themen wie Arbeit, Freizeit oder auch Work-Life-Balance ebenfalls zwiegespalten. Einerseits existiert das Vorurteil, die Generation sei *faul*, was Kerstin Bund in ihrem Buch „Glück schlägt Geld“ zu widerlegen ersucht, und was auch von Katja im Interview angesprochen wurde (Katja bezeichnet jüngere Leute, also Jugendliche und junge Erwachsene um die 20, als *faul*). Hurrelmann und Albrecht beschreiben die Angehörigen der Generation Y als Menschen, denen Privatleben und Freizeit mindestens genauso, wenn nicht sogar wichtiger als ihr Arbeitsleben sind. Dies deuten die Autoren allerdings nicht negativ, sondern glauben, dass durch diese Prioritätensetzung zum Beispiel *Burn-outs* verhindert werden könnten und die jungen Menschen sich wieder den *wichtigen Dingen* des Lebens, wie zwischenmenschlichen Beziehungen und Selbstentfaltung, widmeten. Bund, Hurrelmann und Albrecht meinen außerdem, dass Ypsiloner nach einem Beruf streben, der ihnen Spaß macht, sie wirklich interessiert und in dem sie sich selbst verwirklichen können. Dafür nehmen sie auch eine schlechtere Bezahlung in Kauf.

Nast hingegen ist nicht der Ansicht, dass die Generation Y großen Wert auf ihr Privatleben legt, sondern ist vielmehr der Überzeugung, dass viele Ypsiloner es vernachlässigen, um ungestört ihre Karriere verfolgen zu können. Urban vertritt gar die Meinung, viele Ypsiloner seien unzufrieden, da ihre Karriere nicht derart geradlinig verläuft wie die ihrer Eltern, da sie sich nicht selten in prekären Arbeitsverhältnissen befinden oder viel Zeit für ihr Studium benötigen. Sie vergleichen sich mit der Elterngeneration, der es schon früh meist wirtschaftlich vergleichsweise gut ging, und haben das Gefühl, dass ihre Situation schlechter aussieht. Dadurch werden sie mit dieser unzufrieden, so Urban.

Im Falle meiner Interviewpartnerinnen treffen am meisten die Beobachtungen von Bund, Hurrelmann und Albrecht zu. Katja, Melanie und Valerie streben alle nach einem Beruf, der ihnen Freude bereitet und sie erfüllt. Das Einkommen ist dabei zwar wichtig, jedoch zweitrangig. Katja gefallen die Flexibilität und Offenheit an ihrem Beruf, und dass sie selbstbestimmt agieren kann, was sich auch Valerie für eine zukünftige Anstellung wünscht. Nur Melanie betonte, dass ihr die Sicherheit bei einer etwaigen Arbeitsstelle besonders wichtig ist. Katja und Valerie fügen sich daher in das von Bund, Hurrelmann und Albrecht beschriebene Bild gut ein. Christine hingegen bedauert aus der heutigen Perspektive ihre damalige Berufswahl, da ihr eine andere Art von Beruf, wie etwa im sozialen Bereich, mehr zugesagt hätte. Allerdings betonte auch Christine, dass sie trotzdem

erleichtert ist, dass sie durch die Sicherheit und Stabilität ihrer Anstellung niemals Existenzängste haben musste und auch heute nicht von Altersarmut bedroht ist. Es wird deutlich, dass der *ideale* Beruf bestenfalls eine gute Bezahlung und Sicherheit mit Selbstverwirklichung, Selbstbestimmung und Spaß vereinen sollte.

In der von mir gesichteten Literatur zur Well-being Anthropology sind Arbeit und Beruf keine vorherrschenden Themengebiete. Die ForscherInnen scheinen sich mehr auf das Privatleben zu konzentrieren oder aber auf das Leben als Ganzes, ohne es in einzelne Bereiche zu unterteilen. Betont werden stets die Wichtigkeit von stabilen Beziehungen, Selbstentfaltung und die Abkehr vom Materialismus. Übertragen auf das Berufsleben würde dies bedeuten, dass ein Beruf nicht nach Bezahlung oder sozialem Status gewählt werden sollte, sondern nach dem Mehrwert, den er für einen Menschen persönlich bringt. Da Beziehungen zu anderen Menschen wichtig für das Wohlbefinden sind, sollte folglich auch das Privat- bzw. soziale Leben nicht vernachlässigt werden. Hier könnte sich also Hurrelmanns und Albrechts These bestätigen, nach der die Generation Y es sozusagen *richtig macht* und weniger Wert auf Karriere und ein hohes Einkommen legt. Bei meinen Interviewpartnerinnen scheint dies eindeutig zuzutreffen, ob es sich jedoch generell auf die Generation übertragen lässt, ließe sich nur durch größer angelegte Studien und gegebenenfalls durch Langzeitstudien feststellen.

4.2.10 Der Begriff *Lebenssinn* - Selbst dem Leben einen Sinn verleihen

„Ich glaub‘, den Sinn macht man sich selber.“ (Valerie)

Den Begriff Lebenssinn wählte ausschließlich Valerie für ihr Interview aus. Sie berichtete, dass das Thema Lebenssinn für sie durchaus ein relevantes ist, und dass sie sich stets – bewusst oder unbewusst – auf der Suche nach dem Sinn des Lebens befindet. Valerie glaubt, dass kein übergeordneter Sinn existiert, sondern dass jeder seinen eigenen Lebenssinn für sich finden bzw. ihn sich schaffen muss. Zugespielt formulierte Valerie es gar so, dass es eigentlich gar keinen Sinn im Leben gibt, und die Akzeptanz dieser Tatsache und gleichzeitig das Schaffen eines *eigenen* Sinnes womöglich letztendlich doch eine Art übergeordneten Sinn ergeben. Auf diese Weise kamen wir beim Interview auch auf das Thema Religion

zu sprechen. Valerie gab an, dass sie nicht an ein höheres Wesen oder einen Gott glaubt. Sie bezeichnet sich als Agnostikerin, die vielmehr an Energien und Energieflüsse glaubt. Sie sprach von der Vorstellung, dass alle Menschen Teil eines großen Energiespektrums sind. Letztendlich sagte sie jedoch, dass man dies niemals mit Sicherheit wissen oder gar beweisen könne.

Valerie erwähnte, dass sie ihren eigenen Lebenssinn noch nicht gefunden habe, trotzdem äußerte sie sich aber dazu, wie dieser womöglich beschaffen sein könne. Einerseits spielt für sie die Ausübung einer erfüllenden Tätigkeit eine große Rolle (auch hier wird wieder die Relevanz von Arbeit und Hobbys deutlich), andererseits ist auch wiederum das Sozialleben von zentraler Wichtigkeit. Gute Beziehungen zu anderen Menschen hält sie für die oberste Priorität, seien dies Freunde, Partner oder Familienmitglieder. Valerie hält es für wichtig, dass man füreinander da ist, gemeinsam „das Beste aus dem Leben herausholt“ (Valerie), sich gegenseitig inspiriert und *Glücksmomente* miteinander teilt. Valerie nannte an dieser Stelle auch erneut den Begriff der Selbstverwirklichung, der sowohl in der Literatur als auch in den Interviews an zahlreichen Stellen vorkommt.

Außerdem glaubt Valerie, dass alles, was man in seinem Leben getan hat, letztendlich sinnvoll ist, auf ein Ziel hinführt und dass man nichts umsonst getan hat. Damit widerspricht sie beinahe schon ihrer eigenen anfangs geäußerten These, dass das Leben keinen Sinn besitzt. Sie glaubt folglich durchaus an einen Sinn, wenn auch an einen selbst geschaffenen, und nicht an einen *höheren*.

„Ich glaub‘ schon, dass alles, was man gemacht hat, auch wenn es einem sinnlos erscheint, dass es einem irgendwann mal was bringt, weil man aus allem irgendwas lernt. [...] Weil man es halt gemacht hat und dazu beiträgt, was man... wer man ist und was man weiß und was man kann. Deshalb ist das auch, wenn ich das Studium nach tausend Jahren abschließe, und nie wieder was damit anfangen kann, hat's mir trotzdem was gebracht. Auch wenn's im Lebenslauf scheiße ausschaut, aber für mich hat's was gebracht.“ (Valerie)

Valerie behält also trotz der Schwierigkeiten, mit denen sie sich im Alltag durch Studium und Arbeit oft konfrontiert sieht, eine optimistische Grundeinstellung und ist der Überzeugung, dass alles, was sie unternimmt, ihren Charakter formt und zu ihrer persönlichen Entwicklung beiträgt. Auch hier ging Valerie erneut darauf ein, dass es ihrem persönlichen Lebenssinn zuträglich sei, dass man heutzutage viele Wahlfreiheiten hat, beispielsweise bezüglich des Berufs, bei der Partnerwahl et cetera, und dass das Leben flexibler geworden ist. Doch sie betonte auch erneut, dass diese umfangreiche Auswahl und Offenheit das Leben und die Orientierung darin auch häufig erschweren. „Es ist ein Luxus und ein Fluch

gleichzeitig“, sagte Valerie dazu. Diese Ambivalenz scheint im Leben von Valerie eine zentrale Thematik und auch Problematik darzustellen, da sie sich immer wieder auf sie bezog.

Katja, Melanie und Christine entschieden sich für ihre Interviews jeweils nicht für den Begriff *Lebenssinn*, sondern für das Thema *Zukunft*. Bei dessen Besprechung kamen wir auch auf Aspekte zu sprechen, die mit der Frage nach einem Lebenssinn zusammenhängen, allerdings soll auf diese schließlich im folgenden Unterkapitel eingegangen werden, in dem es um die Besprechung des *Zukunfts*-Begriffs gehen wird. Die Begriffe *Zukunft* und *Lebenssinn* waren nicht nur innerhalb der Unterkapitel dieser Arbeit, sondern auch bei den Interviews die letzten Begriffe, die diskutiert wurden, da sie eine Art Conclusio darstellten.

In der Literatur zur Well-being Anthropology wird die Relevanz eines subjektiv empfundenen Lebenssinns ebenfalls betont, beispielsweise von Oishi. Laut ihm sehen Menschen meist dann einen Sinn in ihrem Leben, wenn ihr persönliches und das gesellschaftlich-normative Wertesystem miteinander weitgehend übereinstimmen (vgl. Oishi 2000: 108). Dies wurde auch von Valerie auf ähnliche Weise angesprochen: Valerie empfindet es als positiv, dass das heutige, moderne Wertesystem vor allem im urbanen Raum ein relativ offenes, tolerantes und heterogenes ist, da dies mit ihrem gewünschtem Lebensstil übereinstimmt. Diesen Umstand begrüßt sie sehr und man kann ihn sicherlich als hilfreich bei der Suche nach ihrem persönlichen Lebenssinn bezeichnen.

Bezieht man diese Thematik speziell auf die Generation Y, muss erwähnt werden, dass nahezu alle AutorInnen, die sich mit ihr beschäftigen, beschreiben, dass es der Generation schwer fällt, ihren Platz im Leben und in der Gesellschaft zu finden. Die Wahl des Bildungsweges nach der Schule fällt aufgrund der vielen Möglichkeiten schwer, der Einstieg ins Berufsleben gestaltet sich ebenfalls als nicht einfach, und viele gründen erst spät eine eigene Familie. So lange all diese Lebensbereiche noch unklar sind und man noch nicht weiß, wohin der eigene Lebensweg einen führt, fällt es oftmals schwer, einen persönlichen Lebenssinn zu empfinden. Doch dies kann man sicherlich auch als durchaus üblichen Prozess bezeichnen, der bei vielen Menschen im Zuge der Adoleszenz vonstattengeht. Bei vielen Ypsilonern dauert dieser Prozess allerdings zum Teil besonders lange an, da sich die Ausbildungsphase oft auf eine lange Zeit erstreckt und der Platz, den man in der Gesellschaft einnehmen möchte, in dieser Zeit noch nicht gefunden ist.

4.2.11 Der Begriff *Zukunft* - Zwischen Angst und Akzeptanz von Ungewissheiten

„Wenn ich wüsste, dass morgen die Welt untergeht, würde ich heute noch ein Apfelbäumchen pflanzen.“ (Christine)

Katja, Melanie und Christine entschieden sich zu Beginn ihres Interviews für den Begriff *Zukunft*. Für alle Befragten, auch Valerie, die den *Zukunfts*-Begriff zwar nicht gewählt hat, jedoch trotzdem an einigen Stellen im Interview über das Thema sprach, ist die (eigene) Zukunft eine relevante Thematik, mit der sie sich mehr oder weniger bewusst beschäftigen. Vor allem für Melanie und Valerie ist sie vergleichsweise ungewiss: Sie besitzen zwar Pläne für die Zeit nach der Schule bzw. dem Studium, doch wie genau ihr Leben sich dann konkret gestalten wird, können sie aktuell noch nicht mit Sicherheit beurteilen. Für Katja scheint ihre Zukunft eindeutiger zu sein: Sie erhofft sich, dass sie die Kinder zu eigenständigen, *guten* Menschen erziehen wird, noch lange miterlebt, wie deren Leben verläuft, und dass sie weiterhin mit ihrer Arbeit zufrieden sein wird. Christine hingegen betont, dass sie nun, da sie fast 65 Jahre alt ist, nicht mehr allzu viel Zukunft vor sich hat. Sie hofft, dass sie noch möglichst lange gesund und agil bleibt und somit noch lange aktiv sein kann. Auch würde sie gern so viel wie möglich reisen. Christine beschreibt ihre Sicht auf die Zukunft als gelassener als früher: Sie trage nicht mehr so viel Verantwortung wie noch als jüngere Erwachsene. Die Kinder sind erwachsen und leben nicht mehr bei ihr, und auch arbeiten muss sie nicht mehr. Dies beschrieb Christine als befreiendes Gefühl. Ungewissheit erlebe sie vor allem bezüglich ihrer Gesundheit.

„Ich hab‘ nicht mehr viel Zukunft übrig. In dieser Situation begreift man, dass man so früh wie möglich beginnen sollte, seine Zeit zu nutzen.“ (Christine)

Bei den jüngeren Interviewpartnerinnen ist die Situation eine völlig andere. Melanie gab beispielsweise an, dass sie noch nicht in der Lage sei, klare Aussagen über ihre Zukunft zu treffen, da ihre langfristige Zukunft für sie schlichtweg noch zu weit entfernt und zu abstrakt erscheint. Sie mache sich hauptsächlich Gedanken über die nächste Zeit unmittelbar nach der Matura, doch viel weiter könne sie momentan nicht planen und vorausdenken. Themen wie Berufswahl oder Familienplanung seien für sie noch nicht präsent. Was sie sich jedoch für die Zukunft wünsche, ist, dass sie so lange wie möglich ein gutes Verhältnis zu ihrer Familie aufrechterhalten wird, dass sie im Studium einige gute Freunde finden wird, und dass sie ihre Hobbys weiterhin ausüben kann. Melanie bezeichnete

ihre Gefühle bezüglich der näheren Zukunft als *Angst-Freude*: Sie freut sich, dass die Schule bald vorbei sein und dass sie dann studieren wird, andererseits hat sie jedoch auch Angst vor den Maturaprüfungen und den Ungewissheiten des neuen Lebensabschnitts, der bald für sie beginnen wird.

An alle Interviewpartnerinnen stellte ich die Frage, was erfüllt sein müsste, damit sie im Alter auf ihr Leben zurückblicken und feststellen können, dass es ein gutes und zufriedenes Leben war. Melanie antwortete auch hier, dass sie das noch nicht beurteilen könne, weil diese Thematik für sie noch nicht greifbar sei. Sie bezeichnete sich als momentan glücklich und hofft, dass dies auch weiterhin der Fall bleiben wird. Katja, Valerie und Christine bezogen sich bei ihren Antworten auf diese Frage hauptsächlich auf die soziale Komponente in ihrem Leben: Katja und Christine hoben hervor, dass es für sie das Wichtigste sei, dass ihre Kinder zufrieden und gesund bleiben. Valerie bezog sich mehr auf ein generelles stabiles soziales Umfeld, über das sie gern bis an ihr Lebensende verfügen würde und das ihr als persönliche Unterstützung dienen soll.

Bezüglich der Zukunft der Welt zeigten sich alle Interviewpartnerinnen besorgt. Dazu stellte ich jeder Interviewpartnerin gezielt eine Frage. Auch hier wurden erneut Probleme wie Terrorismus, Krieg, Umweltverschmutzung und ähnliches genannt. In der subjektiven Wahrnehmung der Befragten verschlimmerten sich diese Faktoren mit der Zeit immer mehr und sie befürchten, dass das eigene Leben und das der Kinder immer mehr davon geprägt sein wird.

Christine und Katja nutzten ihr Interview außerdem für eine Art Appell an jüngere Generationen. Sie forderten diese auf, ihr Leben von Anfang an stets aktiv und bewusst zu gestalten und zu nutzen, sich Träume und Wünsche zu verwirklichen und möglichst viel zu reisen. Christine erzählte, dass sie viele Dinge erst spät in ihrem Leben begonnen habe, zu tun, wie zum Beispiel Sport und andere Beschäftigungen, von denen sie profitiere. Nun bereue sie, nicht schon viel früher damit angefangen zu haben. Hier macht sich wiederum bemerkbar, dass es sich bei Katja und Christine um die beiden ältesten Interviewpartnerinnen handelt. Sie sehen sich selbst in der Position, Lebensratschläge an Jüngere zu erteilen, die auf ihrer eigenen Lebenserfahrung basieren. In dieser Position sehen sich Melanie und Valerie vermutlich noch nicht.

Das obige Zitat („Wenn ich wüsste, dass morgen...“) brachte Christine an, als es um die Frage ging, ob sie, wie die anderen Interviewpartnerinnen, ebenfalls der Meinung sei, dass man bei der momentanen Weltlage keine Kinder zur Welt

bringen sollte. Christine nannte daraufhin dieses Zitat, das sie Dietrich Bonhoeffer zuschrieb. Meine Recherche ergab jedoch, dass das Zitat jedoch Martin Luther zugesprochen wird, allerdings wird mittlerweile daran gezweifelt, dass es tatsächlich von ihm stammt. Für Christine scheint es sich jedoch um einen Spruch zu handeln, der sie in ihrem Leben beeinflusst hat, und den sie deshalb ins Interview mit einfließen ließ. Er drückt eine optimistische Grundhaltung aus, laut der man, selbst wenn die Lage aussichtslos erscheint, trotzdem standhaft bleiben sollte, in die Zukunft blicken und sich selbst nicht aufgeben sollte. Diese optimistische Grundhaltung wird von den anderen Interviewpartnerinnen eher nicht geteilt. Sie äußerten sich eher ängstlich bezüglich der Zukunft der Welt.

Hurrelmann und Albrecht diagnostizieren, die Generation Y sei die erste seit dem 2. Weltkrieg, die mit einer vergleichsweise unsicheren Zukunft aufwachse (vgl. Hurrelmann und Albrecht 2014: 8). Die Autoren beziehen sich, ähnlich wie meine Interviewpartnerinnen, auf Faktoren wie Terrorismus oder Finanzkrisen, die das Aufwachsen der Ypsiloner geprägt haben. Bei meinen Interviewpartnerinnen zeigte sich im Gespräch ebenfalls, dass sie von diesen Unsicherheiten geprägt sind und sich sorgen. Sowohl Melanie als auch Katja und Valerie kehrten immer wieder zurück zu offenen Fragen, Ambivalenzen und Unsicherheiten, die sie in Bezug auf ihr Leben wahrnehmen, sei es beim Thema Beruf, Studium oder Familie. Christine erwähnte, dass sie jüngere Menschen diesbezüglich nicht beneide und ebenfalls das Gefühl habe, dass diese mit größeren Unwägbarkeiten aufwächst als ihre eigene Generation, obwohl es sich bei dieser um die Nachkriegsgeneration handelt. Diese Unwägbarkeiten können in Bezug auf offenere Wahlmöglichkeiten und mehr mögliche Lebensstile durchaus etwas Positives bedeuten, bezogen auf Angst vor prekären Arbeitssituationen, Einsamkeit oder gar Kriegen ist diese Unsicherheit jedoch durchaus negativ und als angstgenerierender Faktor zu deuten.

Bund, Hurrelmann und Albrecht glauben, dass sich die Generation Y an die Unsicherheit bezüglich ihrer eigenen Lebensläufe gewöhnt und sich gut damit arrangiert hat. Die Generation kenne es kaum anders und schon als Kinder hätten die Ypsiloner stets viele Wahlmöglichkeiten im Leben offen stehen gehabt, weshalb dies für sie der *Normalzustand* sei. Journalisten wie Nast, Urban oder Jeges sind in dieser Hinsicht weniger optimistisch. Sie bezeichnen die Generation Y gerade aufgrund dieser zahlreichen Wahlmöglichkeiten und Unwägbarkeiten, die sie zu überfordern scheinen, als entscheidungsunfähig, beziehungsunfähig, un-

glücklich und deshalb fast schon lebensunfähig. Die Wahrheit liegt wohl im Zwischenbereich: Valerie beispielsweise, die sich durch ihr Alter genau im *Mittelfeld* der Generation Y befindet, beschrieb die Situation als Fluch und Segen gleichzeitig, begrüßt die offen gewordenen Lebensläufe, da sie Freiheit bedeuten, berichtet jedoch auch von den Schwierigkeiten, sich für einen Lebensweg zu entscheiden, und von Zukunftsängsten. Katja und Valerie erfahren, bezogen auf Ausbildung und Beruf, keine größeren Entscheidungsprobleme, allerdings äußern sie Bedenken bezüglich der Zukunft der Welt und der aktuellen politischen Lage. Im Fall von Melanie kommen außerdem die Zweifel an der Möglichkeit der Gründung einer eigenen Familie hinzu. Alle Interviewpartnerinnen haben sich folglich mit ihren Situationen arrangiert und Wege gefunden, die ihnen für ihr Leben passend erscheinen. Völlig angst- und sorgenfrei sind sie dabei jedoch nicht – doch ob dies bei anderen Generationen je der Fall war, ist ebenfalls fraglich.

Die Well-being-Forscher Lucas und Gohm beschäftigen sich mit dem Zusammenhang von Faktoren wie Alter und Gender und Well-being. Sie zitieren Studien, laut derer ältere Menschen nicht glücklicher oder unglücklicher seien als jüngere (vgl. Lucas und Gohm 2000: 309). Die Daten weisen darauf hin, dass die Lebenszufriedenheit durchschnittlich während des Lebensverlaufs relativ gleich bleibt, allerdings die Frequenz von positiv empfundenen Emotionen bei vielen Menschen abnimmt. Außerdem seien Menschen in individualistischen, meist westlichen Gesellschaften im Alter häufig unzufriedener als Menschen in kollektivistischen Gesellschaften, da diese auch im Alter noch einen größeren gesellschaftlichen Rückhalt erfahren (vgl. ebd.: 310 f.). Diese Beobachtungen korrelieren zum Teil mit den Aussagen meiner Interviewpartnerinnen. Christine beklagte zwar, dass ihr Leben nicht mehr so abwechslungsreich sei, wie es früher einmal war, und dass sie glaubt, dass sie nicht mehr viel Neues erleben wird. Allerdings sei sie deshalb nicht unzufrieden, da sie beschrieb, dass diese Situation auch mit einer gewissen Gelassenheit einhergeht. Gerade die Tatsache, dass man nicht mehr so viel Verantwortung trägt und sich in den letzten Jahrzehnten des Lebens hauptsächlich nur noch um sich selbst zu kümmern braucht, macht zufrieden und gelassen, zumindest in Christines Fall. Für sie sind folglich zurzeit völlig andere Lebensthemen aktuell als für die jüngeren Interviewpartnerinnen, die sich sozusagen mitten im Familien-, Arbeits- oder auch Studentenleben befinden, doch ist sie deshalb nicht unglücklicher, sondern auf eine andere Weise zufrie-

den. Als Schwierigkeit beschreibt es Christine jedoch, dass sie in ihrem Alltag oft alleine ist und sie deshalb selbst dafür sorgen muss, dass sie regelmäßig Freunde und Bekannte trifft, etwas mit der Familie unternimmt oder ihren Nebentätigkeiten zum Beispiel im Krankenhaus nachgeht. Dies deckt sich mit der These, dass ältere Menschen in westlich-individualistischen Gesellschaften einsamer sind als in kollektivistischen, was für Unzufriedenheit sorgen kann. Christine fühlt sich jedoch durch zahlreiche Unternehmungen mit ihrem Mann, ihren Kindern, Enkelkindern und Bekannten nicht einsam.

Es wird letztendlich deutlich, dass es sich bei der Zukunft um eine Thematik handelt, die alle Interviewpartnerinnen auf verschiedene Art und Weise beschäftigt und über die sie viel nachdenken. Für Melanie ist es *zu viel* Zukunft, um sie überblicken zu können, für Christine ist es im Vergleich *nicht mehr allzu viel* Zukunft, für die sie jedoch konkrete Pläne schmiedet. Valerie hofft auf den erfolgreichen Abschluss ihres Studiums und dass sie eines Tages eine Arbeitsstelle finden wird, die ihr voll und ganz zusagt, während Katja sich für die Zukunft wünscht, dass ihr Leben und das der Familie weiterhin so positiv verläuft wie bisher. Jede Interviewpartnerin scheint auf ihre Weise ihren Lebensweg gefunden zu haben. Die offenen Fragen, die mit der Zukunft zwangsläufig einhergehen, gehören zum Leben dazu und müssen schlichtweg als (noch) ungeklärt akzeptiert werden.

4.2.12 Zusammenfassung – Wie gestaltet sich für die Interviewpartnerinnen ein zufriedenes Leben?

Insgesamt lässt sich feststellen, dass zwar jede Interviewpartnerin nur jeweils fünf Begriffe für ihr Interview ausgewählt hat, doch trotzdem fast jeder Themenbereich der zehn von mir festgelegten Begriffe von ihnen während des Gesprächs angeschnitten wurde. Dadurch werden die Ergebnisse der Interviews gut vergleichbar. Generell wurden viele verschiedene Themenfelder und Lebensbereiche angesprochen, die sich schwerlich in einem Satz zusammenfassen lassen. Trotzdem wird ein inhaltlicher *Roter Faden* beim Verlauf aller vier Interviews erkennbar.

Bei allen Befragten, egal welchen Alters, kann man als wichtigsten und zentralsten Aspekt das soziale Leben bezeichnen, hauptsächlich in Form der eigenen

Familie, die den wichtigsten Fixpunkt im Leben darstellt. Während es sich bei Valerie und Melanie dabei noch um die eigenen Eltern und Geschwister handelt, ist für Katja und Christine die selbst gegründete Familie von größerer Relevanz. Auch Freunde nehmen eine wichtige Rolle ein, was vor allem bei Christine und Melanie deutlich wird, die einen stabilen Freundeskreis vermissen, und dies als erhebliches Problem betrachten. Die Familie scheint jedoch trotzdem gegenüber des Freundeskreises Priorität zu besitzen, da sie eine größere Stabilität bietet.

Der zweite große, zentrale Lebensbereich, der von allen Interviewpartnerinnen beschrieben wurde, ist die Arbeit bzw. die Ausübung einer sinnvollen, regelmäßigen Tätigkeit. Melanie, die noch Schülerin ist, arbeitet auf diese hin, indem sie nach der Matura studieren wird. Christine, die bereits pensioniert ist und eigentlich nicht mehr arbeiten müsste, geht trotzdem noch verschiedenen Nebentätigkeiten nach, da sie sie als erfüllend empfindet und sie ihren Alltag strukturieren. Melanie und Katja betrachten die Arbeit als Ausgleich zu anderen Lebensbereichen wie Studium oder Familie, und sind außerdem auf ein ausreichendes Einkommen angewiesen. Mit diesem Bereich hängen auch sowohl die Themenfelder Work-Life-Balance und Geld und Konsum zusammen. Eine ausgewogene Work-Life-Balance ist notwendig, um ein Gleichgewicht zwischen sozialem Leben, Hobbys und der Arbeitszeit zu schaffen, von denen keine der Interviewpartnerinnen einen der Bereiche gern vernachlässigen würde. Geld und Konsum sind ebenfalls notwendig, da einerseits genügend finanzielle Mittel vorhanden sein müssen, um die Grundbedürfnisse stillen zu können, und andererseits auch, um in der Lage zu sein, sich etwas leisten oder *gönnen* zu können, wie zum Beispiel verschiedene Freizeitaktivitäten.

Den dritten großen Lebensbereich stellt die Freizeit dar, da sie von den Befragten zur Selbstentfaltung genutzt wird. Jede der Interviewpartnerinnen nannte für sie wichtige Hobbys, für deren Ausübung sie gern ihre Freizeit nutzen. Vor allem Melanie und Valerie definieren sich über ihre Hobbys und sehen sie als Teil ihrer Persönlichkeit. Katja hingegen wünscht sich neben der Zeit für ihre Familie und die Arbeit mehr Freiraum für eigene Hobbys. Christine hingegen klagt über fast schon zu viel Freizeit, die sie hat, seitdem sie nicht mehr arbeitet.

Insgesamt lässt sich feststellen, dass, wenn die drei großen Lebensbereiche Arbeit, Sozialleben und Freizeit in einem ausgeglichenen Verhältnis zueinander stehen, dies zum subjektiven Well-being der Interviewpartnerinnen beiträgt. Hinzu kommt beim Faktor Arbeit, dass dieser bestenfalls als sinnvoll empfunden

werden sollte, und das Einkommen einerseits für die Stillung der Grundbedürfnisse, und gleichzeitig auch für individuelle *Luxusgüter* ausreichen sollte.

Wollte man anhand der Aussagen der Interviewpartnerinnen eine Rangfolge der drei Lebensbereiche aufstellen, so wäre sicherlich das Sozialleben als wichtigstes Feld zu nennen, dicht gefolgt von Arbeit und Freizeit, die beide auf ähnliche Weise relevant sind. Die Arbeit wird benötigt, um die freie Zeit wertschätzen und auch finanzieren zu können. Gleichzeitig verleiht sie dem Leben einen Sinn, da man sich durch sie von der Gesellschaft *gebraucht* und der Alltag strukturiert wird.

Diese Ergebnisse decken sich weitgehend mit den im zweiten Kapitel vorgestellten Theorien der Well-being Anthropology. Auch hier werden soziale Beziehungen meist als wichtigster Faktor für ein zufriedenes Leben genannt. Doch auch die individuelle Selbstverwirklichung, die für jeden Menschen unterschiedlich beschaffen ist, und ein empfundener Lebenssinn spielen eine zentrale Rolle. Dieser Sinn kann durch ein stabiles soziales Umfeld oder durch eine als sinnvoll empfundene berufliche Tätigkeit mit einem ausreichenden Einkommen generiert werden.

An dieser Stelle sollte auch der Capability Approach von Amartya Sen genannt werden. Wer die Fähigkeiten, Möglichkeiten und Güter, die ihm zur freien Verfügung stehen, aktiv nutzt und sie, in Anlehnung an Oishi, zum Erreichen persönlicher Lebensziele einsetzt, kommt einem subjektiven Zustand von Well-being bzw. persönlicher Lebenszufriedenheit näher. Dies bestätigte sich auch im Falle meiner Interviewpartnerinnen, denen in der vergleichsweise freien westlichen Welt zahlreiche Wahlmöglichkeiten im Leben offen stehen, die sie für ihre eigene Persönlichkeitsentwicklung nutzen, auch wenn sich dies nicht immer als einfach erweist.

Des Weiteren stellt sich in Anbetracht der Ergebnisse der vier qualitativen Interviews die Frage, inwiefern sich das im dritten Kapitel beschriebene, teils etwas ambivalente öffentliche Bild der Generation Y im Falle meiner Interviewpartnerinnen bestätigt, oder ob ein völlig anderes gezeichnet wird. Die Antwort hierauf ist sicherlich nicht gänzlich eindeutig. Die Ergebnisse meiner Interviews kann man quantitativ nicht als repräsentativ bezeichnen, allerdings gehen sie in qualitativer Hinsicht in die Tiefe und legen Aspekte offen, die in den teils etwas oberflächlichen Beschreibungen vieler PublizistInnen nicht beachtet werden. Natürlich lassen sich viele Aussagen nicht auf jede/n einzelne/n Angehörige/n einer

ganzen Generation übertragen - es existieren unzählige unterschiedliche Lebenswege und unterschiedliche Problematiken innerhalb dieser. Trotzdem werden einige gesellschaftliche Tendenzen und Entwicklungen an den von mir interviewten Frauen deutlich, die einen aktuellen Bezug haben, bei früheren Generationen in dieser Form noch nicht existierten und das Leben vieler junger Menschen beeinflussen.

Wovon sowohl bei meinen Interviewpartnerinnen als auch in der Literatur zur Generation Y immer wieder die Rede ist, ist die empfundene Unsicherheit. Da zahlreiche Wahlmöglichkeiten offen stehen, fällt es schwer, sich für eine zu entscheiden und den Lebensweg zu wählen, den man einschlagen will. Hinzu kommt die Unsicherheit am aktuellen Arbeitsmarkt, an dem viele junge Menschen sich in prekären Anstellungsverhältnissen befinden. Außerdem existiert eine große Unsicherheit bezüglich der aktuellen politischen Situation und Zukunft. Es herrscht Angst vor dem Klimawandel, Terrorismus und Krieg, was von allen Interviewpartnerinnen beschrieben, und auch von Hurrelmann und Albrecht mehrfach erwähnt wurde.

Auch bezüglich der späten Familiengründung passen die Interviewpartnerinnen in die gängigen Beschreibungen der Generation Y: Katja hat erst im Alter von 32 das erste Kind bekommen, Valerie kann sich – wenn überhaupt – ein Kind erst ab Mitte 30 vorstellen und auch Melanie glaubt, dass sie erst nach ihrem geplanten Studium eine eigene Familie gründen wird. Christine hingegen bekam ihre ersten beiden Kinder bereits mit 24 und 26 Jahren.

Anhand der von mir analysierten Literatur und der von mir durchgeführten Interviews lässt sich schlussfolgern, dass tatsächlich gesellschaftliche Veränderungen stattfinden, die die Generation Y prägen und ihr deshalb bestimmte Eigenschaften und Verhaltensweisen verleihen, die für sie charakteristisch sind. Ein Beispiel hierfür wäre etwa die Tatsache, dass immer mehr junge Menschen studieren, wodurch Lebensereignisse wie der Eintritt in die Arbeitswelt und das Gründen einer eigenen Familie im Durchschnitt bei vielen weiter nach hinten verschoben wird, da ein Studium in der Regel viele Jahre in Anspruch nimmt. Auch die These, dass die Generation Y aufgrund der vielen Möglichkeiten, die sich ihr bieten, verunsichert sei, ist in vielen Fällen nicht von der Hand zu weisen. Die Lebensläufe sind offener geworden, die meisten jungen Menschen können frei darüber entscheiden, wie sie ihr Leben gestalten möchten, was allerdings die Lebensführung zum Teil erschweren kann. Dies ist sicherlich bei nicht weni-

gen sogenannten Ypsilonern der Fall und wurde auch in den Interviews deutlich. Allerdings wird anhand dieser Faktoren auch erkennbar, dass es sich bei vielen Charakteristiken, die der Generation Y zugeschrieben werden, tatsächlich um eine Charakterisierung der *Elite* unter den jungen Menschen handelt, bzw. der oberen, finanziell gut situierten, gebildeten Schicht. Diese ist zwar innerhalb der Generation vergleichsweise groß, doch gibt es eben auch solche jungen Menschen, die nicht studieren, keinen Rückhalt der Eltern erfahren und schon früh eine eigene Familie gründen. Dies wurde bereits in der Literatur angedeutet und bestätigte sich auch in den von mir durchgeführten Interviews. Auch meine Interviewpartnerinnen entstammen alle einem stabilen, finanziell gut gestellten Umfeld. Valerie absolviert ein Studium, und Melanie plant, eines zu beginnen. Beide berichteten von Unwägbarkeiten bezüglich ihrer Zukunft. Katja hingegen, die nicht studiert hat, gab an, dass sie sich nie mit vergleichbaren Unsicherheiten bezüglich ihres eigenen Lebensweges konfrontiert sah.

Andere Probleme, die im Zusammenhang mit der Generation Y genannt werden, kann man jedoch auch sicherlich als *typische* Probleme junger Menschen bezeichnen, egal welcher Generation. Unsicherheiten bezüglich der eigenen Zukunft haben junge Menschen vermutlich seit jeher gekannt. Andere Aspekte lassen sich schwer pauschalisieren. So suchen sicherlich zwar viele Angehörige der Generation an ihrem Arbeitsplatz nach Selbstverwirklichung, wie zum Beispiel auch Valerie und Katja, trotzdem existiert auch die Gruppe derer, die sich in der Freizeit selbst entfaltet, und die Arbeit hauptsächlich als Einnahmequelle betrachtet, wie es zum Beispiel bei Melanie zurzeit der Fall ist. So werden zwar bestimmte Tendenzen innerhalb der Generation erkennbar, doch lassen sie sich nicht auf jedes einzelne Mitglied derselben übertragen.

Letztendlich kommt hinzu, dass die Generation Y momentan noch zu *jung* ist, als dass gesicherte Aussagen über sie getroffen werden könnten. Melanie beispielsweise wird noch zur Generation Y gezählt, jedoch befindet sie sich noch in einer zu frühen Lebensphase, als dass man ihren Lebensstil als charakteristisch für eine ganze Generation beschreiben könnte. Allgemeine Aussagen über den Werdegang der Generation können folglich erst in frühestens zehn bis zwanzig Jahren getroffen werden, wenn die Angehörigen bereits ein etwas reiferes Alter erreicht haben.

All diese Aspekte bestätigten sich auch durch das *Kontrollinterview* mit Christine. Ihre Antworten ähnelten zum Teil stark denen der jüngeren Befragten, was

die Aussage belegt, dass auch ältere Generationen ähnliche Charakteristika aufweisen wie die, die der Generation Y zugesprochen werden. Beispielsweise wird es als typisch für die Generation beschrieben, dass ihr ihr Privat- und Sozialleben sehr wichtig sei. Doch auch Christine berichtete, dass ihre Familie der wichtigste Teil ihres Lebens sei. Dadurch wird deutlich, dass manche Ansichten nicht vom Alter abhängen, sondern dass sie auch generell bei jedem einzelnen Individuum ähnlich oder auch völlig unterschiedlich sein können.

Was Christine jedoch selbst postulierte war, dass die Generation Y ihrer Meinung nach desillusioniert bezüglich Beziehungen und Partnerschaften ist, was bei ihrer eigenen Generation in der Form noch nicht der Fall war. Christine beschrieb sich als junge Frau als *naiv* im Vergleich zu jungen Menschen heutzutage. Trotzdem glaubt Christine, dass diese Naivität teilweise auch hilfreich sein kann, da man durch sie eine positive Einstellung bewahren kann, die der Generation Y teilweise fehlt. Die negative Einstellung zu Beziehungen machte sich bei meinen Interviews vor allem bei Melanie und Valerie bemerkbar, und wurde auch in der Literatur an einigen Stellen erwähnt.

Insgesamt lässt sich also festhalten, dass bei der Generation Y durchaus Charakteristiken bestehen, die man als spezifisch für die junge Generation bezeichnen kann, da sie mit aktuellen gesellschaftlichen Veränderungen zusammenhängen. Andererseits sind viele Aspekte nicht verallgemeinerbar, und hängen nicht zwangsläufig nur vom Alter, sondern generell vom jeweiligen Milieu oder auch schlicht vom jeweiligen Individuum ab. Generell handelt es sich bei der Generation Y um ein Phänomen der oberen, gebildeten Schicht, das aufgrund des jungen Alters der Generation erst in einigen Jahren auf tragbare Weise beschrieben werden kann.

5. Fazit – Eine Neudefinition von Lebensqualität?

Ich habe mich in dieser Masterarbeit mit der in der aktuellen Presse viel diskutierten Generation Y beschäftigt und das Konzept auf verschiedene Theorien der Well-being Anthropology bezogen. Um hinter die Fassade des in den Medien transportierten Bildes der Generation zu blicken, führte ich drei qualitative Interviews mit Angehörigen derselben durch, in denen wir über unterschiedliche Lebensbereiche und -themen sprachen, und somit auch letztendlich über die Frage, wie sich für die Befragten ein glückliches und zufriedenes Leben gestaltet.

In der Literatur wurde beschrieben, dass die Generation Y zu großen Teilen einen völlig anderen Lebensstil praktiziere als frühere Generationen, und dass sie die Gesellschaft nachhaltig verändern werde. In den von mir geführten Interviews ging ich dieser Annahme auf den Grund. Zum Teil wurde sie bestätigt, zum Teil jedoch bestätigten sich auch Thesen der Kritiker des Generation-Y-Konzepts.

Im Leben meiner Interviewpartnerinnen sind tatsächlich einige Umstände völlig anders als im Leben beispielsweise der Generation ihrer Eltern, was auch durch das Vergleichsinterview mit der wesentlich älteren Christine deutlich wurde. Die Phase der Adoleszenz, also des *Erwachsenwerdens*, dauert bei ersteren wesentlich länger an als bei letzteren: Die Ausbildungszeit erstreckt sich über einen größeren Zeitraum, eine Familie wird nicht vor dem 30. Lebensjahr gegründet, und die Zukunft erscheint aufgrund der vielen Freiheiten und Wahlmöglichkeiten ungewiss. Trotzdem zeigte sich sowohl in der Literatur als auch bei meinen Interviewpartnerinnen, dass es sich bei den die Generation Y betreffenden Zuschreibungen um solche handelt, die hauptsächlich zur oberen Bildungsschicht der Generation passen, und dass außerdem nicht alle Charakteristiken nur auf diese Altersgruppe zutreffen, sondern ebenfalls zum Teil auf die oberen sozialen Schichten *älterer* Generationen. Das an den Beginn dieser Arbeit gestellte Rilke-Zitat aus dem Jahre 1908 beschreibt beispielhaft den Wunsch nach raschen und klaren Antworten auf offene Fragen bezüglich des eigenen Werdeganges. Solche Fragestellungen können in der Adoleszenz so wie auch in späteren Lebensphasen von Unsicherheiten begleitet sein - und dies auch nicht erst neuerdings, wie das über hundert Jahre alte Zitat zeigt.

Es stellt sich also heraus, dass einige oft beschriebene Charakteristiken der Generation Y realistisch sind und mit aktuellen gesellschaftlichen und demographischen Veränderungen korrelieren. Doch es handelt sich um kein *Pauschalkon-*

zept, in das sich jeder junge Mensch heutzutage nahtlos einfügt, und das es niemals zuvor in der Form gegeben hat. Der Generation-Y-Begriff mit seinen in dieser Arbeit beschriebenen Merkmalen ist folglich für die öffentliche Debatte zwar einerseits geeignet, muss jedoch andererseits auch hinterfragt, kritisiert und wissenschaftlich dekonstruiert werden, um nicht zum starren Konzept, zur gesellschaftlichen *Schublade* oder gar zum Klischee oder Vorurteil zu verkommen. Den Sozialwissenschaften kann er allerdings sicherlich als hilfreicher Arbeitsbegriff dienen.

Auf die Antwort zur Frage, ob die Generation Y Lebensqualität neu definiere und einen neuartigen Lebensstil verfolge, lassen sich allerdings sehr wohl Rückschlüsse auf Basis der Literatur und der von mir durchgeführten Interviews ziehen. Tatsächlich scheinen sich manche Wertigkeiten und Prioritäten bei vielen jungen Menschen zu verschieben. Geld und beruflicher Erfolg werden nicht mehr selbstverständlich als höchstes Gut angesehen, das im Leben verfolgt werden sollte, da sich in der Vergangenheit gezeigt hat, dass dies negative Folgen für die mentale Gesundheit, die Gesellschaft und Umwelt haben kann. Deshalb legen viele junge Menschen bei der Berufswahl einen größeren Wert darauf, eine als sinnvoll empfundene Tätigkeit auszuüben und nebenbei noch Zeit für das eigene Privatleben zu haben. Auch Medien wie das Internet machen einen neuartigen Lebensstil möglich, bei dem neue Arten der Kommunikation und des Konsums stattfinden.

Die Well-being Anthropology, vor allem Theorien wie der Capability Approach und die Studien zum Einfluss von Geld auf die Lebenszufriedenheit, haben sich als weitgehend passendes theoretisches Gerüst bei der Analyse der Debatte über die Generation Y erwiesen, da in ihr ähnliche Themenfelder angesprochen werden wie innerhalb der Debatte um die Generation Y. Sollte sich in den nächsten Jahren bestätigen, was zurzeit über diese vermutet wird, und auch in den von mir durchgeführten Interviews zum Vorschein trat, so handelt es sich um eine Generation, die den westlichen Lebensstil tatsächlich zum *Guten*, d.h. zugunsten des subjektiven Well-beings vieler Individuen, verändern kann, da Faktoren wie das soziale Umfeld, Selbstverwirklichung und die eigene Freizeit wieder mehr geschätzt werden. Auch innerhalb der Well-being Anthropology sind sich die ForscherInnen weitgehend einig, dass genau diese Faktoren höchst relevant für das Erreichen eines hohen subjektiven Well-beings sind. Sollte die Generation Y folglich auch in einem höheren Alter noch diesen Lebensstil aufrechterhalten, wäre

sie auf einem guten Weg zu einem glücklichen Leben, und somit vielleicht auch zu einer glücklicheren Gesellschaft. Es käme also tatsächlich zu einer neuen Art von Lebensqualität, definiert durch die Generation Y. Dies wird sich abschließend jedoch erst in der Zukunft feststellen bzw. untersuchen lassen, wenn die Generation älter und reifer geworden ist.

Natürlich muss betont werden, dass es sich bei dieser Masterarbeit um eine explorative Studie handelt, die keine finalen Antworten über die Generation Y und ihre Lebensgestaltung liefern kann und will. Die Anzahl der von mir Interviewten ist quantitativ betrachtet nicht repräsentativ, sondern gewährt vielmehr tiefe Einblicke in die Lebenswelt vier unterschiedlicher Frauen, von denen drei der Generation Y zugerechnet werden. Auch war das von mir untersuchte Themenfeld durch die zehn unterschiedlichen Begriffe sehr umfangreich. Die Aufgabe künftiger sozialwissenschaftlicher Forschung könnte es folglich sein, die einzelnen von mir analysierten Aspekte genauer oder separat zu beleuchten.

Meine Absicht war es, mithilfe dieser Arbeit das öffentlich transportierte Bild der Generation zu hinterfragen, indem ich Fragen stelle und Raum für Antworten lasse, die über die in der Presse vermittelten, oftmals oberflächlichen Klischeebilder hinausgehen. Aktuell erscheinen unzählige Artikel zur Generation Y in der deutschsprachigen Medienlandschaft. Beispielsweise bestritten jüngst in der *Zeit* (Nr. 21 und 22, 2016) ein *Ypsiloner* und ein *Babyboomer* eine kontroverse Diskussion über das *gute Leben*, und wie es sich für verschiedene Generationen unterschiedlich manifestiert. Dies weist erneut darauf hin, dass die Thematik eine aktuelle Brisanz besitzt und die Menschen zu beschäftigen scheint. Diese Masterarbeit soll nicht als Schlusswort dieses Diskurses dienen oder über ihn richten, sondern soll vielmehr ein Beitrag zu diesem sein, in dem die Generation Y auf mehr als nur zwei Seiten abgehandelt wird, wie es in vielen Presseartikeln der Fall ist, und in dem Individuen selbst zu Wort kommen.

Eine ganzheitliche Erforschung der Generation Y kann erst vorgenommen werden, sobald die Generation ein wenig mehr herangereift und in die Gesellschaft eingegliedert ist. Es wird die Aufgabe der künftigen Geistes- und Sozialwissenschaften sein, zu klären, ob die Generation die Gesellschaft tatsächlich nachhaltig verändern oder ob es sich weiterhin um ein Phänomen der oberen Schicht handeln wird, das nicht unbedingt mit dem Alter zusammenhängt. Vielleicht handelt es sich bei der Diskussion des Phänomens der Generation Y auch vielmehr um eine Selbstfindungsphase der Gesellschaft, in der sie lernen muss, im digitalen

Zeitalter und im 21. Jahrhundert anzukommen, in dem alles möglich und deshalb so vieles ungewiss scheint. Die Lebenserwartung wird immer höher, wodurch sich notwendigerweise auch einzelne Lebensabschnitte verlängern, und dadurch bisher ungekannte Probleme, aber auch Chancen mit sich bringen. All dies wird sich womöglich innerhalb der nächsten Jahrzehnte herausstellen. Die Wissenschaft sollte dazu einen fundierten Beitrag leisten.

Letztendlich erscheint Rilkes Ratschlag an den jungen Dichter äußerst treffend: „Leben [wir] jetzt die Fragen. Vielleicht leben [wir] dann allmählich, ohne es zu merken, eines fernen Tages in die Antwort hinein“ (Rilke, 1908).

Literaturverzeichnis

Bund, Kerstin (2014). Glück schlägt Geld. Generation Y: Was wir wirklich wollen. Murmann Verlag, Hamburg

Bund, Kerstin (2014). Wir sind jung - und brauchen das Glück: Wie die Generation Y die Berufswelt verändert und warum alle von diesem Wandel profitieren. <http://www.zeit.de/2014/10/generation-y-glueck-geld> (18.02.2016; 15:04)

Clark, David A. (2006). The Capability Approach: Its Development, Critiques and Recent Advances. <http://www.gprg.org/pubs/workingpapers/pdfs/gprg-wps-032.pdf> (24.08.2013, 14.14 Uhr)

Colby, Benjamin Nick (2009). Is a Measure of Cultural Well-being Possible or Desirable? In: Gordon Mathews und Carolina Izquierdo (Hg.), Pursuits of Happiness: Well-being in Anthropological Perspective. Berghahn Books: 45-66

Diener, Edward & Oishi, Shigeiro (2000). Money and Happiness: Income and Subjective Well-being Across Nations. In: Edward Diener (Hg.), Culture and Subjective Well-being. MIT Press: 185-218

Glaser, Barney G. & Strauss, Anselm L. (2008). Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung. Verlag Hans Huber. Bern

Hockling, Sabine (2016). „Die Generation Y ist ein Mythos“. <http://www.zeit.de/karriere/2016-02/soziologie-generation-y-karriere-mythos-karriereplanung> (02.03.2016; 11:36)

Hurrelmann, Klaus & Albrecht, Erik (2014). Die heimlichen Revolutionäre. Wie die Generation Y unsere Welt verändert. Beltz Verlag. Weinheim und Basel

Jeges, Oliver (2014). Generation Maybe: Die Signatur einer Epoche. Haffmans & Tolkemitt. Berlin

Jeges, Oliver (2012). Generation Maybe hat sich im Entweder-oder verrannt. <http://www.welt.de/debatte/kommentare/article13939962/Generation-Maybe-hat-sich-im-Entweder-oder-verrannt.html> (18.02.; 15:44)

Lamnek, Siegfried (2005). Qualitative Sozialforschung: Lehrbuch. Beltz Verlag. Weinheim und Basel

Lucas, Richard E. & Gohm, Carol L. (2000). Age and Sex Differences in Subjective Well-being Across Nations. In: Edward Diener (Hg.), Culture and Subjective Wellbeing. MIT Press: 291-314

Mathews, Gordon & Izquierdo, Carolina (2009). Introduction – Anthropology, Happiness and Well-being. In: Gordon Mathews und Carolina Izquierdo (Hg.), Pursuits of Happiness: Well-being in Anthropological Perspective. Berghahn Books: 1-22

- Nast, Michael (2016). Generation Beziehungsunfähig. Edel Germany. Hamburg
- Nast, Michael (2015). Generation Beziehungsunfähig. <http://www.berliner-zeitung.de/panorama/michael-nast-ueber-liebe-und-beruf-der-generation-y-generation-beziehungsunfaehig-1131296> (25.02.2016; 09:05)
- Novotny, Rudolf et. al. (2016). Generation Gibtsnicht. <http://www.zeit.de/gesellschaft/2016-03/generationen-jugend-alter-sex-drogen-arbeit-kinder-vermaechtnis-studie> (05.03.2016; 11:50)
- Oishi, Shigeiro (2000). Goals as Cornerstones of Subjective Well-being: Linking Individuals and Cultures. In: Edward Diener (Hg.), Culture and Subjective Well-being. MIT Press: 87-109
- Schmidt-Lauber, Brigitta (2007). Das qualitative Interview oder: Die Kunst des Reden-Lassens. In: Silke Göttisch und Albrecht Lehmann (Hg.), Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie. Dietrich Reimer Verlag, Berlin
- Suzuki, Nanami (2013). The Anthropology of Aging and Well-being. Searching for the Space and Time to Cultivate Life Together. National Museum of Ethnology. Osaka
- Thin, Neil (2005). Happiness and the Sad Topics of Anthropology. In: Gordon Mathews und Carolina Izquierdo (Hg.), Pursuits of Happiness: Well-being in Anthropological Perspective. Berghahn Books: 23-44
- Urban, Tim (2014). Warum die Generation Y so unglücklich ist. <http://www.welt.de/icon/article133276638/Warum-die-Generation-Y-so-ungluecklich-ist.html> (26.02.2016; 10:17)
- Weigel, Sigrid et. Al. (2005). Generation. Zur Genealogie des Konzepts – Konzepte von Genealogie. Wilhelm Fink Verlag. München

Internetquellen:

- <http://www.duden.de/rechtschreibung/Glueck> (15.02.2016; 14:36)
- https://dict.leo.org/ende/index_de.html#/search=well-being&searchLoc=0&resultOrder=basic&multiwordShowSingle=on (15.02.; 13:51)
- <http://www.rilke.de/briefe/160703.htm> (24.05.2016; 15:56)
- https://de.wikipedia.org/wiki/Generation_Y (14.02.2016; 12:15)
- <https://de.wikipedia.org/wiki/Yuppie> (26.02.2016; 10:52)

Anhang

Abstract

Die vorliegende Arbeit beschäftigt sich mit der aktuell in der Presse diskutierten sogenannten *Generation Y*. Zu dieser Generation werden Personen gezählt, die in etwa zwischen den Jahren 1980 und 2000 geboren wurden. Der Generation werden im öffentlichen Diskurs verschiedenste Charakteristiken zugesprochen, wie zum Beispiel ein von Unsicherheiten und Zukunftsängsten geprägtes Leben, aber auch ein neuartiger, liberaler Lebensstil, der sich von dem der Elterngeneration stark unterscheidet. Auch wird innerhalb des Diskurses immer wieder die Frage gestellt, ob es sich bei der *Generation Y* tendenziell um eine eher unglückliche Generation handele. Das *Glück* bzw. die Gestaltung eines zufriedenen Lebens in der heutigen Gesellschaft stellt ein immer wiederkehrendes Muster innerhalb der Debatte dar.

Diese Masterarbeit basiert hauptsächlich auf drei qualitativen Interviews mit Angehörigen der *Generation Y*, die einen Einblick in die subjektive, individuelle Lebenswelt dreier unterschiedlicher junger Frauen gewähren. Die übergeordneten Fragestellungen dabei lauten, wie die Interviewpartnerinnen selbst ihren Alltag gestalten, und wie sie sich persönlich ein zufriedenes Leben vorstellen. Darüber hinaus wurden diverse Presseartikel sowie ein populärwissenschaftliches Sachbuch über die *Generation Y* analysiert.

Die Ergebnisse der Forschung wurden von mir auf verschiedene Theorien der *Well-being Anthropology*, wie zum Beispiel den *Capability Approach* des indischen Wirtschaftswissenschaftlers und Philosophen Amartya Sen, bezogen, die sich ebenfalls die Beschaffenheit des *guten Leben* und dessen Zusammenhang mit dem jeweiligen kulturellen und sozialen Kontext zum Gegenstand gemacht haben. Daraus ergab sich die Frage, ob die *Generation Y* womöglich durch eine Werteverchiebung *Lebensqualität* für sich selbst neu definiert, und dadurch letztendlich – wie manche AutorInnen es postulieren – die Gesellschaft nachhaltig verändern wird. Könnte eine derartige Veränderung ein Schritt in Richtung einer insgesamt *glücklicheren* Gesellschaft sein?

Hinweis: Dieser Arbeit liegt eine Daten-CD mit den Transkripten der vier narrativen Interviews bei.

Fragenkatalog zu den einzelnen Begriffen, die in den Interviews verwendet wurden:

1. Arbeit/Beruf

- Welchen Stellenwert hat Arbeit in deinem Leben?
- Welchen Sinn oder Zweck erfüllt Arbeit deiner Meinung nach?
- Hast du einen Traumberuf, auf den du hinarbeitest?/Arbeitest du in deinem Traumberuf?
- Wie wichtig ist dir eine „klassische Karriere“? Wie wichtig ist dir dein Einkommen?
- Glaubst du an eine „Berufung“?

2. Familie

- Welchen Stellenwert hat Familie in deinem Leben?
- Wie wichtig ist dir deine Familie?
- Möchtest du eine eigene Familie gründen?/Hast du bereits eine eigene Familie gegründet?
- Wieso möchtest du eine/keine eigene Familie haben?
- Welche familiären Werte sind dir wichtig?

3. Freizeit

- Wie wichtig ist dir deine Freizeit?
- Wofür nutzt du deine Freizeit?
- Sind dir Hobbys wichtig? Hast du welche? Welchen Stellenwert haben sie für dich?
- Glaubst du, dass es wichtig ist, viel Freizeit zu haben? Warum?

4. Studium/Ausbildung

- Hast du studiert oder eine Ausbildung gemacht?/Möchtest du studieren oder eine Ausbildung machen?
- Wie hast du die Entscheidung getroffen, welche/s Studium/Ausbildung du machen möchtest? Ist sie dir leicht gefallen? Nach welchen Kriterien hast du gewählt?

- Macht dir dein/e Studium/Ausbildung Spaß?/ Hat dir dein/e Studium/Ausbildung Spaß gemacht?/ Glaubst du, es/sie wird dir Spaß machen? Warum (nicht)?
- Welchen Stellenwert haben Studium oder Ausbildung in deinem Leben? Wie wichtig findest du es generell, dass man studiert oder eine Ausbildung macht?

5. Geld/Konsum

- Welchen Stellenwert haben Geld und Konsum in deinem Leben?
- Ist es dir wichtig, viel Geld zu besitzen und viel zu konsumieren?
- Was sind deine liebsten „Konsumprodukte“?
- Hättest du gern mehr Geld? Wenn ja, was würdest du damit anfangen und wieso?
- Was sagst du zu dem Spruch „Geld regiert die Welt“?
- Wie schaut dein Konsumverhalten aus?
- Wofür gibst du am liebsten Geld aus?
- Bist du sparsam? Warum?

6. Freunde

- Welchen Stellenwert haben Freunde in deinem Leben?
- Ist dir Quantität oder Qualität bzgl. deiner Freunde wichtiger?
- Welchen Sinn erfüllen Freunde im Leben?
- Welche Dinge teilst du gern mit Freunden und welche eher nicht?
- Verbringst du viel Zeit mit deinen Freunden?

7. Lebenssinn

- Hast du für dich schon herausgefunden, was der Sinn des Lebens ist?
- Was ist dein persönlicher Lebenssinn?
- Glaubst du, dass das Leben überhaupt einen Sinn hat? Glaubst du, er ist überhaupt wichtig? Begründe.
- Befindest du dich auf der Suche nach dem Sinn des Lebens?

8. Zukunft

- Wie stellst du dir deine Zukunft vor?
- Wie stellst du dir die Zukunft der Welt vor?
- Hast du Angst vor der Zukunft oder freust du dich darauf?
- Wie blickst du generell auf die Zukunft?
- Denkst du viel über die Zukunft nach und planst sie, oder lässt du sie einfach auf dich zukommen?
- Wie stellst du dir dein Leben im Alter vor?
- Was müsste für dich in der Zukunft erfüllt sein, damit du auf dein Leben zurückblicken und sagen kann, dass es ein zufriedenes und „gutes“ Leben war?

9. Partnerschaft

- Wie wichtig ist es dir, einen festen Partner/eine feste Partnerin zu haben?
- Welche Rolle übernimmt/würde übernehmen ein fester Partner in deinem Leben?
- Könntest du dir vorstellen, einmal zu heiraten? Hast du bereits geheiratet? Warum?
- Wie schaut für dich eine moderne Beziehung aus?
- Wie stellst du dir eine ideale Partnerschaft vor?
- Hast/Hättest du ein Problem damit, alleinstehend zu sein? Wieso (nicht)?

10. Work-Life-Balance

- Wie wichtig ist dir die Work-Life-Balance in deinem Leben?
- Wie sollte eine Work-Life-Balance deiner Meinung nach idealerweise aussehen?
- Ist dir Arbeit oder Privatleben wichtiger? Worauf legst du den Fokus?
- Wie sah die Work-Life-Balance bisher in deinem Leben aus und wie stellst du dir sie zukünftig vor?

Die Transkripte zu den von mir durchgeführten Interviews befinden sich aufgrund ihres Umfangs auf einer beigelegten Daten-CD.